

Larysa Löbner

Die Entwicklung der Rollenbilder von Müttern und Vätern in Medien, Öffentlichkeit und Alltag in den letzten 15 Jahren in Deutschland

DIPLOMARBEIT

HOCHSCHULE MITTWEIDA (FH)

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fachbereich Soziale Arbeit

Roßwein 2009

Larysa Löbner

Die Entwicklung der Rollenbilder von Müttern und Vätern in Medien, Öffentlichkeit und Alltag in den letzten 15 Jahren in Deutschland

eingereicht als

DIPLOMARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA (FH)

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fachbereich Soziale Arbeit

Roßwein 2009

Erstprüfer: Herr Prof. Pfüller

Zweitprüfer: Frau Prof. Funk

vorgelegte Arbeit wurde verteidigt am:

Löbner, Larysa:

Die Entwicklung der Rollenbilder von Müttern und Vätern in Medien, Öffentlichkeit und Alltag in den letzten 15 Jahren in Deutschland

Roßwein, Hochschule Mittweida/Roßwein (FH), Fachbereich Soziale Arbeit,
Diplomarbeit 2009

Referat:

In dieser Diplomarbeit wird die Entwicklung der Rollenbilder von Müttern und Vätern in Medien, Öffentlichkeit und Alltag der letzten 15 Jahre in Deutschland recherchiert und analysiert. Das Ziel dabei ist es weniger, die möglichen Veränderungen innerhalb dieses kurzen Zeitabschnitts zu vergleichen, sondern eher mehr die allgemeine Richtung dieses Wandels, die Entwicklungstendenzen und die Folgen daraus festzustellen und aufzuzeigen. Außerdem soll ergebnisunterstützend in Bezug auf die Auswertung der aktuellen Fachliteratur und empirischen Studien zu dem Thema der Zusammenhang der Entwicklung im Alltag und der Darstellung in der öffentlichen Diskussion und in den Medien festgestellt werden. Dabei ist die Beantwortung folgender Fragen wichtig: Verliert die Familie gesellschaftlich an Bedeutung? Welchen Einfluss hat die aktuelle Entwicklung des Leitbildes der Familie und der elterlichen Rollen auf die Darstellung der Familie in den Medien? Inwieweit greifen die Medien gesellschaftliche Gegebenheiten auf? Kann man die Medien als Echo der Realität bezeichnen oder liefern sie ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit? Werden die Rollenbilder der Mütter und Väter schwach und verlieren sie öffentlich an Autorität?

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	V
Abbildungsverzeichnis	VI
0 Einleitung	1
1 Begriffsklärungen und gesellschaftliche Entwicklungen	2
1.1 Mutterschaft und Mutterbilder der Gegenwart	3
1.2 Vaterschaft und Vaterbild von heute	8
1.3 Familie und Elternrollen im Wandel	16
1.3.1 Von traditionellen zu alternativen Familienformen	17
1.3.2 Veränderung der Geschlechter- und Rollenverhältnisse	26
1.3.2.1 Verteilung von Erwerbs- und Fürsorgearbeit	26
1.3.2.2 Wandel der elterlichen Erziehungsrollen	32
2 Auswertung der drei letzten Shell Jugendstudien	37
2.1 Shell Jugendstudie 2000	38
2.2 Shell Jugendstudie 2002	40
2.3 Shell Jugendstudie 2006	43
2.4 Gesamtbeurteilung im Vergleich	44
3 Medien und Öffentlichkeit – Widerspiegelung der Wirklichkeit?	47
3.1 Rolle von Medien und Öffentlichkeit in der modernen Gesellschaft ...	48
3.2 Familienproblematik in Medien und öffentlicher Diskussion	51
3.3 Mütter und Väter und deren Rollenbilder in deutschen Medien	64
3.3.1 Neue Mutterbilder – alte Ungleichheiten	64
3.3.2 Zwischen Väterlichkeit und Männlichkeitsideal	68
4 Resümee und Ausblick	74
Literaturverzeichnis	80
Anlagen	83

Abkürzungsverzeichnis

ALG: Arbeitslosengeld

BGB: Bürgerliches Gesetzbuch

BMFSFJ: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

BZgA: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

DDR: Deutsche Demokratische Republik

DJI: Deutsches Jugendinstitut

IAB: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung

IFP: Staatsinstitut für Frühpädagogik

LBS: Landesbausparkasse

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 Familie nach Familienform 1996-2007	23
Abbildung 2 Alleinerziehende nach Geschlecht 1996-2007	24
Abbildung 3 Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern	28
Abbildung 4 Wieviele Kinder möchtest du einmal haben? (in %)	38
Abbildung 5 Eigene Erziehungsabsicht und Erziehungserfahrung. (in %)	39
Abbildung 6 Wunsch nach eigenen Kindern	41
Abbildung 7 Erziehung der eigenen Kinder	42
Abbildung 8 Wunsch nach eigenen Kindern	43
Abbildung 9 Erziehung der eigenen Kinder	44
Abbildung 10 Wunsch nach eigenen Kindern gesamt von 2000, 2002, 2006 ..	45
Abbildung 11 Erziehung der eigenen Kinder gesamt von 2000, 20002, 2006..	46

0 Einleitung

„In deutschen Wohnstuben sind sie allabendlich auf den TV-Schirmen zu sehen: ‚Super-Nannies‘ oder Super-Mamas werden vor laufenden Kameras in einen Familienalltag eingeschleust, in dem schon längst so ziemlich alles kaputt gegangen zu sein scheint. Ein Familienalltag, der nichts mehr mit dem zu tun hat, was wir ursprünglich einmal im positiven Sinne damit verbunden haben. Stattdessen: außer Rand und Band geratene Kinder, kreischende, schreiende Eltern und Geschwister: schlagende Beispiele einer menschlichen Entwicklungsstufe, die doch eigentlich unser aller Zukunft sein sollte.“ (Winterhoff 2008, S.11). Basiert diese Botschaft über so eine kritische Situation in Sachen Kindererziehung, die uns die Medien, allem voran das Fernsehen, zu übermitteln versuchen, tatsächlich auf Realität? Und wenn ja, woran liegt das? Werden Eltern heutzutage ihren erzieherischen Aufgaben nicht mehr gerecht? Verlieren Mütter und Väter in ihrer Erziehungsrolle an Autorität? Um diese Fragen beantworten zu können, bedarf es einer Recherche und Analyse von aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen, die das Thema Familie und Elternrollen betreffen. Dafür ist eine systematische Herangehensweise erforderlich.

Das erste Kapitel dieser Diplomarbeit widmet sich den das Thema betreffenden Begrifflichkeiten, wie Mutterschaft, Vaterschaft und Familie. Außerdem werden damit verbundene Entwicklungen der letzten 15 Jahre in Deutschland mit festgestellten möglichen Trends bis zum aktuellen Stand zusammengefasst dargestellt und analysiert. Die Zeitspanne von 15 Jahren bezieht sich auf mein Interesse, die Entwicklungen der letzten Jahre in ganz Deutschland zu betrachten, ohne einen großen Akzent auf die Unterschiede zwischen alten und neuen Bundesländern zu setzen. Ich habe vermutet, dass es vier Jahre nach der Vereinigung keine gravierenden Unterschiede zwischen neuen und alten Bundesländern mehr gab und es darum auch keine einzelne Betrachtung von West- und Ostdeutschland benötigt. Diese Vermutung wurde infolge meiner Recherche größtenteils bestätigt. Trotzdem gab es in manchen Aspekten noch Unterschiede oder Besonderheiten in der Entwicklung der beiden Teile Deutschlands. Auf solche Fälle wird es aber in der Diplomarbeit hingewiesen.

Im zweiten Kapitel werden die Ergebnisse der drei letzten Shell Jugendstudien im Bezug auf die Einstellungen und Vorstellungen der Jugendlichen zur Familienplanung und Erziehung vorgestellt und analysiert. Dabei sind zwei Aspekte von besonderer Bedeutung: die Einstellung der Jugendlichen zum Kinderwunsch und die Erziehungsabsicht der Jugendlichen, basierend auf eigener Erziehungserfahrung durch die Eltern. Anschließend werden die Ergebnisse der drei Studien miteinander verglichen um die Entwicklungstendenzen aufzuzeigen.

Das dritte Kapitel hat zum Ziel, die Familienthematik und die das Diplomarbeitsthema betreffenden Inhalte, die von Medien und Öffentlichkeit aufgegriffen werden, herauszufiltern und zu analysieren. Dabei wird versucht, zwischen der wirklichen Realität und der von den Medien propagierten Realität Parallelen oder Widersprüche zu finden. Diese Untersuchung wird vor dem Hintergrund der Tatsache durchgeführt, dass die Rolle und der Einfluss der Medien und öffentlichen Meinung in der heutigen Mediengesellschaft immer größer werden.

Abschließend werden die wichtigsten Ergebnisse mit darauf bezogenen Schlussfolgerungen zusammengetragen und kommentiert.

1 Begriffsklärungen und gesellschaftliche Entwicklungen

In diesem Kapitel werden die das Thema betreffenden Begrifflichkeiten erklärt und der Frage nachgegangen, ob und inwieweit die Rollenbilder der Mütter und Väter im familialen Kontext den Wandel in den letzten 15 Jahren erfahren haben und wie der aktuelle Stand deren Entwicklung ist.

Durch die gesellschaftliche Entwicklung und die Multikulturalisierung unterliegt sowohl die inhaltliche Erneuerung als auch der Einflussbereich der gesellschaftlich vorgegebenen Leitbilder der Eltern und ihres Gebrauchs einer Modernisierung. Damit verändert sich das vorherrschende und einheitliche Bild von „dem“ Vater oder „der“ Mutter zu einer Vorstellung, die unterschiedliche Aspekte des Verhaltens und der Wahrnehmung der Mutter und des Vaters mit ihren Funktio-

nen in der familialen Konstellation umfasst. Eine Aneignung solcher Leitbilder erfolgt immer seltener in Form einer simplen Übernahme einer vorgelebten Selbstverständlichkeit. Vielmehr geschieht es über eine Auswahl aus medial vermittelten Leitbildern, die auf die individuelle Biographie und Lebensführung abgestimmt sind (vgl. Walter. 2002, S. 151).

1.1 Mutterschaft und Mutterbilder der Gegenwart

Nach der Geburt sind wir am Anfang unseres Lebens auf eine bestimmte und nicht irgendeine Person angewiesen, die den Namen „Mutter“ trägt (vgl. BZgA Forum 3-2008, S.5).

Eine Mutter ist der weibliche Elternteil eines Kindes. Im Gegensatz zum geschlechtsneutralen Begriff der Eltern ist die Mutterschaft, genau wie die Vaterschaft, immer mit dem Geschlecht verbunden. Allgemein bezeichnet man als Mutter die Frau, die ein Kind gebärt oder geboren hat. Der daraus entstehende biologische, juristische und soziale Status der Mutterschaft erzeugt die Aufgabe der Mutter, sich – in den meisten Fällen gemeinsam mit dem Vater – um ihr Kind zu kümmern und es zu erziehen¹. In der deutschen Rechtsprechung ist die Mutter in erster Linie die leibliche Mutter: nach neuem deutschen Recht ist „Mutter eines Kindes die Frau, die es geboren hat“ (§1591 BGB). Die Aufnahme dieses Gesetzeswortlautes ist eine Folge der modernen Reproduktionsmedizin (vgl. Nave-Herz 2006, S. 27). Die Frau kann aber auch durch Adoption des Kindes zur Mutter werden. Es gibt weitere verwandte Begriffe, wie Pflege-, Adoptiv- oder Stiefmutter, die allerdings nicht die biologische Mutter meinen, sondern eine Mutter-Ersatzfigur, die in der Regel die Funktionen der biologischen Mutter in der weiteren Entwicklung des Kindes übernimmt².

Die Anrede für die Mutter ist regional unterschiedlich. Die häufigsten Formen im deutschen Sprachraum sind „Mama“, „Mami“ und „Mutti“. Kinder, aber auch viele Erwachsene verwenden diese Wörter häufig anstelle des Namens, wenn sie die eigene Mutter anreden. Das Wort „Mama“ oder ähnliche Formen gibt es

¹ vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Mutter>, verfügbar am 17.03.2009

² vgl. ebd.

weltweit in fast allen Sprachen. Weil die Silbe *ma* durch bloßes stimmhaftes Öffnen des Mundes entsteht und bereits für einen Säugling sehr leicht auszusprechen ist, ist es auch häufig das erste Wort, das Menschen lernen. Die weite Verbreitung wird auch mit einer gemeinsamen Herkunft des Wortes aus einer Ursprache erklärt, in der es schon für den Begriff Mutter gestanden haben könnte. Das Wort Mama kommt aus dem lateinischen "mamma" und bedeutet soviel wie Brust, Brustwarze oder auch Euter.

Die Rolle der Mutter ist von der Natur vorgegeben, wechselte aber im Laufe der Geschichte mehrmals ihre Wertigkeit. Generell ist sie mit der gesellschaftlichen Stellung der Frau vergleichbar. Während bis in die 1970er Jahre eine nur erziehende Mutter als Berufsbezeichnung noch ohne Beruf angab, wurde später Hausfrau und Mutter einer Berufsbezeichnung gleichgestellt. Im Jahr 2007 wertete ein Werbeslogan mit dem Satz *Ich leite ein kleines erfolgreiches Familienunternehmen* den Mutterstand gesellschaftlich auf. Aber auch das Bild der Mutter hat sich im Laufe der Zeit verändert. Ein Beispiel dafür ist das Durchschnittsalter, in dem deutsche Frauen erstmals Mutter werden. So lag es 2007 bei 26 Jahren und in den 1960er Jahren bei 23 Jahren.

Im Zuge der Emanzipation und der damit verbundenen Abkehr von traditionellen Vorstellungen wie Kinder, Küche und Kirche und der dadurch einhergehenden Berufs- und Karrierewünsche der Frauen wurde ein Ausgleich für die Umstände einer Geburt und der folgenden Kindererziehungszeit geschaffen. Dies betrifft sowohl den Mutterschutz, einen Erziehungsurlaub, Anrechnungszeiten auf die Rente, Arbeitsplatzgarantien als auch finanzielle Anreize wie Kindergeld und Kinderfreibetrag. Bei dem siebten Kind übernimmt in Deutschland der Bundespräsident die Patenschaft. Trotzdem nahm in Deutschland die Geburtenrate derart ab, dass ein Bevölkerungswachstum nicht mehr gegeben ist. Als Gründe werden hier vor allem die Verhütungsmittel verantwortlich gemacht, die Frauen die Möglichkeit geben, ihren Nachwuchs ohne sexuelle Entbehrung planen zu können. Als weitere Gründe werden gesteigerte Ausbildungszeiten, Konsum-

wünsche, Zukunftsängste und zunehmende Zeugungsunfähigkeit/Unfruchtbarkeit genannt³.

„Wer auch immer später für das Kind sorgen wird, muss es aus dem Leib der Mutter entgegennehmen. Es lässt sich also nicht leugnen, dass das Geborenwerden eine enorme Machtfülle der Mutter über das Kind beinhaltet – sie hat zum Beispiel grundsätzlich die Möglichkeit, ihr Kind ganz ohne „Aufsicht“ seitens des Vaters oder des Staates zur Welt zu bringen. Entsprechend hilflos ist die Aufregung, die jedes Mal durch die Medienlandschaft geht, wenn ein Fall von mütterlicher Vernachlässigung oder gar Kindstötung bekannt wird. Dabei zeigen diese, durchaus seltenen Fälle ja nur, dass Muttersein keineswegs automatisch bedeutet, eine „gute“ Mutter zu sein. Die Anerkennung mütterlicher Autorität muss einhergehen mit dem Abschied von der Suche nach der „guten“ Mutter, also einer verallgemeinerbaren und für alle verbildlichen Vorstellung davon, was eine Mutter zu tun hat“ (Schrupp, A.: in BZgA Forum 3-2008, S. 5).

Vorstellungen zur „Mutterliebe“ sind Schemen, die historisch wandelbar sind und sozial definiert werden. Sie haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zur „Pflicht“ der Frau hin verändert, ähnlich zu den Pflichten, denen der Mann im Beruf unterliegt. Das Bild der ans Haus gebundenen, versorgenden und für familiäre Bedürfnisse immer zuständigen Mutter hat seine Herkunft in den modernen Produktionsverhältnissen und den damit verbundenen Polarisierungen der Funktionen von Frau und Mann, der Trennung von öffentlichen und privaten Bereich. Mutterschaft verändert sich und erfährt in den ideologischen Manifestierungen ab den 1980er Jahren eine neue Akzeptanz: gefragt ist nicht mehr die aufopferungsvolle Mutter, sondern die Bezugsperson für die Kinder, die in der Lage ist, entsprechend den psychologischen Leitsätzen, hoch qualifizierte Beziehungsarbeit zu leisten. Diese Aufgabe erfordert quasi die Selbstverwirklichung der Mutter (vorwiegend im Beruf), denn nur so sei sie zufriedener, selbstbewusster, weniger auf den Haushalt fixiert, die bessere Mutter für die Kinder. Die kompetente Erfüllung der Reproduktionspflichten verlangt nun zwingend die eigene Entwicklung und Persönlichkeitsintegration der Frau – eine Forderung,

³ vgl. ebd., verfügbar am 19.03.2009

die sich letztlich als nicht weniger flexibler erweist als das „alte“ Mutterideal (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 11).

Die gesellschaftlichen Anforderungen an die modernen Mütter sind groß. Doch können auch alle diesen Anforderungen standhalten und wie sieht das aktuelle Bild der Mutterschaft in Deutschland aus? Der noch von Vinken (2001) festgestellte „deutsche Sonderweg“ einer Entgegensetzung von Muttersein und bürgerlicher Individualität scheint überwunden zu sein. Die „deutsche Mutter“, die Mutterschaft zum exklusiven Lebensinhalt macht, hat ausgedient und einer neuen Figur Platz gemacht: der erwerbstätigen und gut qualifizierten Mutter, die ihren Kindern Vorbild auf dem Arbeitsmarkt ist und sie schon frühzeitig optimal fördert. Mittlerweile ist das Thema Bildung in den Familien angekommen. Es werden möglichst hohe Schulabschlüsse erhofft, die bessere Startpositionen am Arbeitsmarkt sichern sollen. Lernen bestimmt daher nicht unwesentlich einen großen Teil des Familienalltags mit Schulkindern. Empirische Studien zeigen, dass es vor allem die Mütter sind, die die Aufgabe des „Bildungscoachings“ übernommen haben. Föllings-Albers (2000) spricht von der Verschu- lung der Freizeit, dass Eltern sich von Ballett-, Geigestunden oder dem Sport- verein zusätzlichen Kompetenzerwerb erwarten, der für die Kinder später vor- teilhaft im beruflichen Konkurrenzkampf sein kann. Auch die dafür nötigen fami- lialen Organisations- und Transportarbeiten neben der Hausaufgabenerledi- gung übernehmen Mütter.

Diese gestiegenen Anforderungen an die Mütter sind jedoch nicht von allen Müttern zu leisten. Angesichts zunehmender sozialer Ungleichheit scheitern Mütter unterer sozialer Milieus zunehmend sowohl hinsichtlich gesteigener fi- nanzieller Bedarfe von Kindern als auch im Hinblick auf das häusliche „Bil- dungscoaching“. Die strukturellen Unzulänglichkeiten fallen hier besonders ins Gewicht, da für Privatschulen und -unterricht das Geld fehlt und gerade in pre- kären Teilzeitjobs die zeitliche Verfügbarkeit für die Arbeitgeber kaum Rücksicht auf familiäre Bedarfe kennt (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 8, 9). Die gestiegene Erwerbsbeteiligung von Müttern hat das Familienleben deutlich verändert, doch

die bestehende Lohndiskriminierung⁴ und zunehmende Prekarisierung im Bereich einfacher Dienstleistungen führt zu mehr Frauenarmut. Frauen entgehen daher häufig auch mit mehreren Jobs nicht dem Phänomen des „Working Poor“⁵. Besonders bedenklich ist, dass es überdurchschnittlich viele Alleinerziehende sind, die von Einkommensarmut betroffen sind: Die Armutsrisikoquote liegt für Alleinerziehende bei 40% und für Paarhaushalte bei 10% (BMFSFJ 2007). Mehr dazu siehe in einem Ausschnitt aus dem Artikel bei *tagesschau.de* über die Ergebnisse einer neuen IAB-Studie (Anlage 1). Auch die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung im Privaten – das für Mütter ungelöste Dilemma zwischen Berufstätigkeit bei fortbestehender Familienzuständigkeit – führt zu einer tendenziellen Überforderung. „Eine erschreckend hohe Anzahl der Mütter gerät in diesem Land in eine psychosoziale Risikolage, die häufig Verarmung, Krankheit und Mutlosigkeit zur Folge hat. Besonders betroffen sind allein erziehende Frauen und Mütter mit mehreren Kindern. Kinder dieser Frauen leben mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit, in stationärer Heimerziehung zu landen. Die Chancen, die eigene Existenz und die ihrer Kinder auch materiell zu sichern, sind für Mütter generell eingeschränkt. Die Zuständigkeit für die Erziehung und Betreuung der Kinder wird in der Regel voll in ihre Verantwortlichkeit gegeben, und so tragen sie, insbesondere wenn sie allein erziehen oder eine Scheidung ansteht, das Risiko und die Belastung, Familie und Beruf zu vereinbaren, alleine. Schaffen sie es nicht, finden sie sich schnell auf der untersten Stufe der Absicherung wieder, verbunden mit wenig Aussicht auf Veränderung ihrer Lebenssituation. Berufstätige Mütter arbeiten in der Regel Teilzeit, erreichen aber dennoch mühelos eine Wochenarbeitszeit von achtzig Stunden. Zu wenig Schlaf, unregelmäßige Mahlzeiten. Ein ständig übergangenes Ruhe- und Erholungsbedürfnis, häufig tätig in Arbeitsbereichen, die Körper und Seele in besonderer Weise belasten – dies trifft auf die meisten Mütter zu. Kommen Arbeitslosigkeit, Scheidung und familiäre Konflikte ins Spiel, potenziert sich der Belastungspegel“ (SOS-Dialog 2003, S. 3).

⁴ Weiblicher Lohn wird nach wie vor als Zuverdienst kalkuliert.

⁵ Working Poor (arbeitende Arme) bzw. Erwerbsarmut – trotz Erwerbstätigkeit nicht vor Armut abgesichert sein (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 8).

In unserer Gesellschaft, in der die Elternschaft nicht mehr als selbstverständlich, sondern als eine Möglichkeit unter vielen anderen gesehen wird, existiert auch kein einheitliches, klar definiertes und verbindliches Leitbild für Mütter (und Väter) mehr. Dennoch ist in den Köpfen nahezu aller Frauen das Normbild der „guten Mutter“ präsent. Sie setzen sich mit den Rollenbildern der „guten Mutter“ aus zwei Epochen auseinander: das ihrer Großmütter aus den 1950er/1960er-Jahren, sowie das ihrer eigenen Eltern aus den 1970er-Jahren. Diese Rollenbilder wurden zwar nicht komplett in die heutige Zeit übertragen, wohl aber reichhaltige bedeutsame Elemente. Sie bleiben für Frauen – und für Männer – heute starke Referenzen, von denen sie sich zwar abzugrenzen versuchen, die aber eine moralische Instanz und ein starkes Leitbild darstellen (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 5, 6).

1.2 Vaterschaft und Vaterbild von heute

Das Definieren von Vaterschaft ist keinesfalls einfach und so eindeutig wie es bei der Mutterschaft der Fall ist. Die Regelungen zur Vaterschaft in unserer Gesellschaft sind in erster Linie im staatlichen Recht zu suchen, auch wenn es "(...) in jeder Gesellschaft auch ein normatives Dasein jenseits des Staatlichen Rechts (...)" (Willekens, H: in Bereswill 2006, S. 20) gibt. Für die Vaterschaft kommen drei Möglichkeiten (in absteigender Reihenfolge) in Betracht (BGB §1592):

1. Vater eines Kindes ist der Mann, der zum Zeitpunkt der Geburt mit der Mutter verheiratet ist. Diese Regelung findet unter Umständen keine Anwendung, wenn das Kind zwar während der Ehe, aber nach einem Scheidungsantrag geboren wurde. Wird ein Kind innerhalb von 300 Tagen nach dem Tod des Ehemanns geboren, so gilt der verstorbene Ehemann grundsätzlich als Vater (§1593 BGB).
2. Vater ist der Mann, der die Vaterschaft anerkannt hat. Die Anerkennung bleibt schwebend unwirksam, solange ein anderer Mann – etwa wegen bestehender Ehe zum Zeitpunkt der Geburt – als Vater des Kindes gilt. Erst mit erfolgreicher Anfechtung der Scheinvaterschaft wird die Anerkennung des Vaters wirksam.

3. Vater ist der Mann, dessen Vaterschaft gerichtlich festgestellt ist.

Zur Vaterschaft nach 1. und 2. ist es nicht nötig, jedoch gemäß BGB erstrebenswert, dass der juristische Vater zugleich der biologische Vater des Kindes ist. Ehemänner sind – so lange keine Vaterschaftsanfechtung erfolgt – auch dann Väter der Kinder ihrer Ehefrau, wenn sie nicht die biologischen Erzeuger sind. Ein Mann kann die Vaterschaft auch anerkennen, wenn ihm und der Mutter bekannt ist, dass er nicht der biologische Vater ist. Bei einer gerichtlichen Feststellung (also auch bei 3.) oder bei einer Vaterschaftsanfechtung ist aber immer die biologische Vaterschaft entscheidend, eine anders lautende Anerkennung erlangt dann keine Gültigkeit mehr. Der juristische Vater hat ein Recht darauf zu erfahren, ob er auch der biologische Vater ist. (Vgl. Bundesverfassungsgericht Nr. 18/2007 vom 13. Februar 2007) Ferner kann durch Adoption eine juristische Vaterschaft begründet werden oder wechseln. §1600 (2) und (3) BGB besagen, dass der rechtliche Vater nicht die Vaterschaft des juristischen Vaters anfechten kann, wenn der juristische Vater mit dem Kind in einer „sozial-familiären“ Beziehung lebt oder zum Zeitpunkt seines Todes gelebt hat. Die Vaterschaft begründet zugleich die Unterhaltspflicht und darüber hinaus auch die sittliche Pflicht, für den Unterhalt des Kindes bis zum Abschluss einer seiner Neigung entsprechenden Ausbildung aufzukommen⁶.

Nach Bereswill ist die Vaterschaft eine universelle Institution, denn in allen Gesellschaften, über die ausreichende Information vorliegt, gibt es in verschiedensten Formen Regeln, die eine besondere Beziehung zwischen Vätern und Kindern in Bezug auf Herrschaft und Verantwortung bilden. Trotz der allgemeinen Gültigkeit dieser Institution zeigt sie doch große Abweichungen in Kultur vergleichender Perspektive. Die Vaterschaftsinstitution des gegenwärtigen westeuropäischen Rechts kennzeichnet sich durch zwei Merkmale: die Festlegung der Vaterschaft schließt sich sehr nah an der biologischen Realität der Zeugung; die Rechte der Väter werden weniger betont als die Pflichten (vgl. Bereswill 2006, S. 20, 21). Unter Vaterschaft als gesellschaftliche Institution versteht Bereswill einen Satz von Regeln, die bestimmen, welche Kinder zu welchem Mann gehören und welche Ansprüche und Verpflichtungen zwischen

⁶ vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Vater#cite_note-spon-0, verfügbar am 21.04.2009

dem Kind und dem Mann bestehen. Der institutionelle Vater kann ein Mann sein, der das Kind nicht gezeugt hat, keine besonderen Gefühle für es empfindet und nie mit ihm zusammengelebt hat. Er kann auch ein Mann sein, der sich nicht materiell um das Kind kümmert und keine Entscheidungen für das Kind trifft, obwohl dies üblicherweise die Kernaufgaben des institutionellen Vaters sind – denn die Vaterschaft ist im institutionellen Sinne ein normatives Konstrukt und kein Begriff zur Beschreibung von Handlungen. In diesem Sinn hat die Vaterschaft mit der Zeugung, dem Zusammenleben oder dem emotionalen Verhältnis grundsätzlich nichts zu tun (vgl. ebd., S. 19).

Laut Wikipedia ist ein Vater der männliche Elternteil eines Kindes. Diese Elternschaft beinhaltet drei Bedeutungen:

- Der Erzeuger der männlichen Keimzellen für die Zeugung eines Kindes (biologischer Vater)
- die umfassende Verantwortung und Sorge für das Kind (sozialer Vater)
- die juristische Verantwortung für das Kind (juristischer Vater)

In traditionellen Familien nimmt der Partner der Mutter in der Regel alle drei Funktionen wahr, wobei es auch zahlreiche andere Varianten gibt – z.B. Stiefvater in einer Stieffamilie, allein erziehender Vater, Vater in schwuler Partnerschaft. Sozialwissenschaftliche Theorien – etwa die des sozialen Konstruktivismus – verstehen unter Vater diejenigen, der die soziale Rolle der Vaterschaft wahrnimmt (sozialer Vater). Als sozialer Vater gilt der Ehepartner der Mutter eines unerkant unehelichen Kindes, der Adoptivvater (siehe Adoption), Stiefvater und Pflegevater, im weiteren Sinne ein Lebenspartner eines Elternteils, das dem Kind gegenüber eine verbindliche Vaterrolle übernimmt. Die Vaterrolle entwickelt sich in der Beziehung zum Kind schrittweise und erfordert gegenseitige Bereitschaft. Bei einer Anmaßung der Vaterrolle kann das Kind überfordert werden. Rollenkonflikte zwischen Vaterrolle und Rolle des Lebenspartners oder Ehemanns sind ebenfalls möglich⁷.

⁷ vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Vater#cite_note-spon-0, verfügbar am 21.04.2009

Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Väter über besondere Erziehungskompetenzen verfügen und somit eine wichtige Rolle bei der Kindererziehung spielen. Die Mainzer Psychologin und Psychoanalytikerin Inge Seiffge-Krenke fasste die Forschungsergebnisse zusammen und erläuterte Unterschiede im Erziehungsverhalten der Väter und deren Rolle auf den Nachwuchs beim Menschen. Mütter beschäftigen sich mit Babys eher pflegerisch (z. B. Baden, Windelwechsel), während Väter zu Imitationsspielen neigen. Sie stimulieren die Kleinen mit Geräuschen oder optischen Reizen. Später stimulieren sie die Heranwachsenden mit Bewegung und Sport und fördern so insbesondere bei Söhnen die Autonomie und das geschlechtsspezifische Rollenverhalten. Während bei Söhnen mehr auf Disziplin geachtet wird, werden bei Töchtern mehr Emotionen und Nähe zugelassen. Nach der Pubertät bleiben sie wichtiger Ansprechpartner vor allem in schulischen und beruflichen Fragen sowie für politische Themen. Langzeituntersuchungen der Soziologen Paul Amato und Alan Booth von der Pennsylvania State University zeigten, dass dem Bildungsgrad und Einkommen der Väter entsprechend der Bildungserfolg der Kinder ausfiel. Zudem zeigte eine weitere Untersuchung des Oxford Centre for Research into Parenting and Children, dass großes Erziehungsengagement von Vätern bei Söhnen eine spätere Straffälligkeit deutlich vermindern und Töchter vor psychischem Stress im späteren Leben schützen kann, während bei Vernachlässigung der Erziehungsaufgaben oder dem gänzlichen Fehlen des Vaters vermehrt Schulleistungsstörungen auftreten können. Zudem können Heranwachsende unter mangelndem Selbstbewusstsein leiden und später anfälliger für psychische Erkrankungen und Suchtprobleme sein. Jedoch treten diese Anfälligkeiten nach einer Trennung nicht zwangsläufig auf, da eine Ersatzperson oder der aktive Scheidungsvater zu einer Stabilisierung beitragen kann. Die Psychologin Anne Storey von der Memorial University of Newfoundland stellte im Jahr 2000 fest, dass die Eigenschaften der Vaterschaft hauptsächlich durch den Hormonspiegel schon während der Schwangerschaft der Frau geprägt werden. Folge sei ein Verhaltenswechsel des Vaters hin zu mehr Fürsorglichkeit. Weiter wurden kaum Unterschiede zwischen biologischen Vätern und "Ersatzvätern" festgestellt⁸ Der Soziologe Reiner Neutzling schreibt aus seiner Erfahrung, dass die Kinder, denen eine eigenständige Beziehung zum Vater gefehlt hat, später

⁸ vgl. ebd., verfügbar am 21.04.2009

häufiger als andere an sich und den eigenen Fähigkeiten zweifeln, oft ein erhöhtes Risiko haben, tendenziell mutlos und antriebsschwach zu werden oder extrem leistungsorientiert sind, allerdings ohne jemals zufrieden mit sich zu sein. Das heißt, dass die Vater-Mutter-Kind-Triade, die sich im guten Fall durch drei eigenständige Beziehungen auszeichnet, die grundlegende Einheit des Aufwachsens eines Kindes bildet (vgl. BZgA Forum 2-2008, S.12).

Nach all diesen Aufzählungen, die die aktive Vater-Präsenz als positiver und wichtiger Aspekt bei der Entwicklung des Kindes darstellen, wäre es angebracht die Frage zu beantworten, was das für allein erziehende Mütter bedeutet. Dazu möchte ich Reiner Neutzling zitieren: "Das, was der Vater den Kindern geben kann, ist nicht ersetzbar, sondern im besten Fall kompensierbar. Es geht auch ohne Vater. Aber dann tragen die Kinder an dem Mangel. Die einen mehr, die anderen weniger – je nachdem, welche sonstigen Beziehungserfahrungen sie machen dürfen." (BZgA Forum 2-2008, S. 15).

Vorstellungen über die Vaterschaft und an die Väter gestellten Erwartungen haben sich in den letzten Jahren erheblich gewandelt. Die Sinus-Milieustudie in Deutschland 2007, in der soziale Lagen und Grundorientierungen der Bevölkerung dargestellt und analysiert wurden zeigt deutlich, dass 93% der Bevölkerung der Meinung sind, dass die Mutter in den ersten Lebensmonaten des Kindes zu Hause bleiben sollte – nur 20% stellen die gleiche Forderung auch an Väter. 91% meinen auch, dass eine Frau die Berufstätigkeit reduzieren sollte, solange die Kinder noch klein sind, dagegen nur 34% stellen diese Erwartung auch an die Väter. Diese Zahlen deuten auf ein großes Ungleichgewicht einerseits, andererseits auf ein bemerkenswertes Signal: Immerhin ein Drittel der Bevölkerung richtet an Männer eine Erwartung, die noch vor drei Jahrzehnten ein Tabu oder als Schwäche galt. In Bezug auf Männer und Väter verliert das klassische Ernährermodell seine Legitimation. Die Erwartungen und Anforderungen von beiden Geschlechtern an Männer beziehen sich auf eine Relativierung ihrer starken beruflichen Orientierung und verlangen die stärkere praktische Verantwortung für die Familie. Die Meinung der Bevölkerung ist:

- 20% meinen, dass Väter in den ersten Lebensmonaten ihres Kindes zu Hause bleiben sollten
- 34%, dass Väter ihre Berufstätigkeit reduzieren sollten, solange das Kind noch klein ist
- 9%, dass der Mann seine berufstätige Frau unterstützen sollte
- 39% denken, dass soziale Auffälligkeit bei Kindern auf kaum anwesende Väter zu Hause zurückzuführen ist
- 50%, dass die Kinderbetreuungsmöglichkeiten an die Bedürfnisse berufstätiger Väter angepasst werden sollten

Zu bemerken ist auch, dass diese Anforderungen fast differenzlos von Frauen und Männern gestellt werden. Allerdings werden Forderungen nach einem neuen Rollenverhalten von Männern von der jüngeren Generation fühlbar stärker vertreten. Außerdem gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den Milieus (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 6).

Doch Wunsch und Wirklichkeit bei der Vaterrolle, so das Fazit einer von der LBS in Auftrag gegebenen Studie, liegen weit auseinander (vgl. Anonymus 1998: in Walter 2002, S. 290). So klagten Medien der 1990-er Jahre über die „vaterlose Gesellschaft“: da war in der *Zeit* vom Vater als einer „verschwindenden Spezies“ die Rede, der *Stern* prangerte „die Lüge von den neuen Vätern“ an, das Magazin *Psychologie Heute* titelte „Der Vater – das Phantom in der Familie“, und der *SPIEGEL* beklagte, dass sich die überwältigende Mehrheit der Trennungs- und Scheidungsväter ihrer elterlichen Verantwortung entzieht (nur ein Drittel zahlt dem Nachwuchs regelmäßig Unterhalt). Dabei ist „vaterlose Gesellschaft“ kein neues Phänomen und ist nicht auf moderne westliche Industriegesellschaften beschränkt. Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass sich heute – zumindest in „intakten“ Familien – Väter stärker an der Versorgung ihrer Kinder beteiligen als noch vor 50 Jahren. Dennoch zeigt die bereits erwähnte LBS-Studie, die auf der Befragung von 175 deutschen Paaren basiert, die Mitte der 90er Jahre Kinder bekamen, dass die Versorgung und Betreuung der Kinder nach wie vor überwiegend in den Verantwortungsbereich der Mütter fällt. Diese Aussage wird durch die steigende Anzahl Alleinerziehender bekräftigt: 1997 gab es in Deutschland 305.000 allein erziehende Väter mit Kindern unter

18 Jahren, aber 1.529.000 allein erziehende Mütter (Statistisches Bundesamt 1998). Immerhin stieg zwischen 1991 und 1997 die Anzahl allein erziehender Väter mit knapp 50% deutlich stärker als die allein erziehender Mütter (20%) (vgl. Walter 2002, S. 290ff.). Aktuellere Zahlen bestätigen teilweise die Aussage, dass die Kinder im Trennungsfall meist bei der Mutter bleiben. Die Zahlen schwanken zwischen 80 und 90%. Fakt ist auch, dass Alleinerziehende ein hohes Armutsrisiko haben. Gut die Hälfte aller Alleinerziehenden muss mit einem monatlichen Nettoeinkommen von weniger als 1.300 Euro auskommen (Statistisches Bundesamt 2006). Doch die Mehrheit der Väter zahlt Unterhalt, etwa 75%. Dieser Prozentsatz nähert sich den 100-Prozent, wenn beide Eltern das Sorgerecht haben. Wenn die gemeinsame Elternschaft vor der Trennung schon einige Jahre bestanden hat und die Aufgabenverteilung in der Familie nicht starr traditionell war (vgl. Proksch 2002: in BZgA Forum 2-2008, S.14). Väter, die nicht zahlen, sind entweder arbeitslos, haben trotz Job zu wenig Geld, oder sie stehen mit der Ex-Partnerin in einer extrem konflikthafter Beziehung. Sie wollen nicht zahlen, weil ihnen der Umgang mit den Kindern erschwert oder verwehrt wird, die Ex-Frau einen neuen Partner hat und sie nicht einfach nur „Zahlvater“ sein wollen (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 14).

Die Studie „Wege in die Vaterschaft“ geht über die derzeitige Väterforschung hinaus. Sie untersucht die Lebenskonstellationen junger Männer in verschiedenen Lebensphasen auf dem Weg des Erwachsenwerdens - und zwar auch in den Phasen vor der Vaterschaft. Sehr früh werden die Weichen dafür gestellt, ob und warum Männer keine Väter werden und ob und wie sie eine realisierte Vaterschaft leben wollen. Die Grundgesamtheit der Untersuchung sind männliche Jugendliche und junge Erwachsene im Alter zwischen 15 und 42 Jahren. Aus dieser Gruppe wurden von Oktober 2007 bis Februar 2008 deutschlandweit 1.803 Männer befragt.

Veränderte Geschlechter- und Rollenverhältnisse sowie höhere Ansprüche an den Partner und die Kindererziehung rücken Männer und Väter zunehmend ins Rampenlicht. Zwar ist heute viel von den „neuen“ Vätern die Rede, doch fehlt es nach wie vor an institutionellen Arrangements und an attraktiven, neuen, gesellschaftlich geteilten Väterbildern. 55,3 Prozent der Befragten geben an, dass

sie durch die Vaterschaft sicherlich Lebensfreude gewinnen würden. 62,5 Prozent sind aber überzeugt, ihre finanzielle Situation werde sich deutlich verschlechtern. Trotz traditioneller Rollenorientierungen haben junge Männer jedoch auch moderne Vorstellungen von Vaterschaft: Sie wollen heute nicht mehr nur „Brotverdiener“ sein. 94,9 Prozent der Befragten halten es für wichtig, sich Zeit für das Kind zu nehmen⁹. 90% aller Väter in Deutschland sind bei der Geburt dabei. Das war vor 30 Jahren noch undenkbar. 10,5% der insgesamt 571.000 bewilligten Anträge auf Elterngeld im Jahr 2007 wurden von Vätern gestellt – ein durchaus beachtlicher Zuwachs gegenüber den durchschnittlich rund 3,5% Vätern, die in den Vorjahren Erziehungsgeld beansprucht hatten. Laut ver.di-Studie – sind es weder Arbeiter noch Topmanager, sondern die Männer der Mitte, die Elternzeit nehmen, häufig motiviert von ihren Frauen, die zu neuen Lebensentwürfen drängen. Doch zugleich darf das Engagement in der Familie, nach Rollenauffassungen der Männer, nicht zu Lasten des Berufs gehen (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 2). Daraus ergibt sich ein Spannungsfeld, das die Väter bis jetzt noch weitgehend individuell bewältigen müssen¹⁰.

Vaterschaft ist auch in der Moderne eng mit dem Status und der Bewertung von Männern und den Vorstellungen von Männlichkeit verbunden. In einem für das Bundesfamilienministerium erstellte Gutachten „Facetten der Vaterschaft“ hat Wassilios Fthenakis das sich ändernde Bild des Vaters der letzten 300 Jahre nachgezeichnet: Er erwähnte die Veränderung der Vaterrolle vom Familienpatriarchen im 18. Jahrhundert über den zunehmend an Autorität verlierenden Arbeitervater des 19. Jahrhunderts, den stolzen Alleinernährer im Wirtschaftswunder der 1950er Jahre, den ums Sorgerecht kämpfenden Scheidungsvater der 1980er bis hin zu den partnerschaftlichen so genannten „neuen Vater“ der Gegenwart. Trotz dieser Veränderungen ist das Bild des Vaters im westlichen Kulturverständnis weiterhin stark durch das Rollenverständnis des finanziellen Versorgers der Familie geprägt, der nur in Krisensituationen interveniert. Das erschwert es Vätern, mehr Zeit im Alltag mit ihren Kindern zu verbringen und berufliche Interessen dafür zurückzustecken. Hausmänner, die sich um die täg-

⁹ vgl. http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/SID-F7AF5EC7-7D09D7BF/bst/hs.xsl/nachrichten_90930.htm, verfügbar am 25.04.2009

¹⁰ vgl. ebd.

lichen Belange der Kinder kümmern, sind quantitativ gesehen noch immer die Ausnahme¹¹.

1.3 Familie und Elternrollen im Wandel

Frauenpolitik und Frauenbewegung haben in den letzten Jahrzehnten enorm viel erreicht und somit in unserer Gesellschaft neue Perspektiven eröffnet: Unterschiedliche Lebensentwürfe sind nicht nur möglich, sondern auch weitgehend gesellschaftlich akzeptiert, auch wenn in vielen Bereichen noch Barrieren bestehen, die verhindern, dass längst noch nicht alles so umgesetzt wird, wie es erstrebenswert ist.

Die Mehrheit der jungen Frauen (80%) wünscht sich für ihr Leben eine Verbindung von Beruf, Partnerschaft und Kindern, was sich logischerweise nur mit einem Partner realisieren lässt, der ähnliche Vorstellungen hat. Zugleich lehnen sie die Männerfeindlichkeit des klassischen Feminismus ab und möchten mit den Männern und nicht gegen sie handeln.

Dagegen haben für die Männer und auch für junge Männer traditionelle Rollenbilder eine große Bedeutung. Ihre Lebensentwürfe orientieren sich überwiegend am klassischen Alleinernährermodell. Nur etwa 40% der jungen Männer teilen die Vorstellungen der Mehrheit ihrer Altersgenossinnen von einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf für beide Partner. Gleichzeitig gibt es aber auch Veränderungen bei den Männern. Die Zahl der Väter, die sich eine aktivere Vaterrolle wünschen, wächst. Dies fängt bei der Begleitung der Partnerin zur Schwangerschaftsberatung an und hört mit der Anwesenheit bei der Geburt keinesfalls auf. Solche Väter stoßen aber auch auf zahlreiche Widerstände, sei es im Arbeitsalltag bei Kollegen oder Vorgesetzten, im Freundeskreis oder selbst in der Familie, manchmal sogar bei der eigenen Partnerin (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 3, 4).

¹¹ vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Vater#cite_note-spon-0, verfügbar am 22.04.2009

1.3.1 Von traditionellen zu alternativen Familienformen

Eine Familie (lat. familia „Hausgemeinschaft“) ist soziologisch eine durch Heirat und/oder Abstammung begründete Lebensgemeinschaft, im westlichen Kulturkreis meist aus Eltern und Kindern bestehend, gelegentlich durch im gleichen Haushalt wohnende Verwandte erweitert. Die Familie ist demnach eine engere Verwandtschaftsgruppe.

Im westlichen Kulturkreis wird heute unter „Familie“ meist die so genannte Kernfamilie verstanden, das heißt Vater, Mutter und deren Kinder. Die Kernfamilie erscheint in der Tat in den meisten modernen Gesellschaften als überwiegend vorkommendes Modell. Moderne Formen, wie Wohngemeinschaften oder das Zusammenleben zweier Elternteile mit je eigenen Kindern (ob verheiratet oder nicht) bleiben minoritär, wenn auch zunehmend. Gleichwohl können sie die historische Dynamik bezeichnen und vieles, was diese neuen Familienformen prägt, mag auch in „normalen“ Ehen gültig geworden sein. Begrifflich darf die „Kernfamilie“ in diesem Sinn nicht mit der „Kleinfamilie“ verwechselt werden, die wenige Mitglieder umfasst; eine „Kernfamilie“ mit zwölf ehelichen Kindern ist keine „Kleinfamilie“¹².

Doch bevor ich näher auf die Familie und Familienformen eingehe, möchte ich darauf hinweisen, dass im Rahmen dieser Diplomarbeit unter den Begriffen *traditionelle* und *alternative* Familienform Folgendes gemeint wird:

Ehe + gemeinsame Kinder = traditionelle Familie,
andere Familienformen = alternative Familie (vgl. Herlth u. a. 2000, S. 80).

Trotz dieser Ausdifferenzierung bleiben enorm viele verschiedene Familienkonstellationen, die nicht als traditionell bezeichnet werden können. Die Bedeutung des Begriffs *alternative* Familienform ist somit nicht konkret und kann vom Leser schlecht wahrgenommen werden. Darum benutze ich die kompaktere und eindeutigere Definition, bei der man zu *alternativen* Familienformen Allein-erziehende, nichteheliche und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit

¹² vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Familie>, verfügbar am 12.05.2009

Kindern zählt (vgl. BZgA 3-2008, S.7). Ferner grenze ich diesen Begriff ab und reduziere ihn auf zwei Familienformen – Alleinerziehende und nichteheliche Lebensgemeinschaften, die für diese Diplomarbeit besonders relevant sind, weil sie nach ihrem Anteil an allen Familienformen zu den größten nach der traditionellen Familienform gehören und weil sie viele andere nicht traditionelle Familienformen hinter sich verbergen. Außerdem haben diese in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen und zeigen damit eine steigende Tendenz gegenüber der kontinuierlich sinkenden Tendenz der traditionellen Familienform auf¹³. Insofern verdienen diese alternativen Familienformen besondere Aufmerksamkeit.

In der Alltagssprache gibt es keine einheitliche Auffassung darüber, was man als „Familie“ bezeichnet, obwohl das Wort seit Ende des 17. Jahrhunderts in die deutsche Sprache aufgenommen wurde. Schon damals wurden mit diesem Wort unterschiedliche Bedeutungen verknüpft: teilweise bezog man dieses Wort auf Abstammungslinien, teilweise – auf die Haushaltsgemeinschaft von Eheleuten, Kindern und Dienerschaft etc. Auch heute zeigen demoskopische Umfragen, dass unterschiedliche Bedeutungsinhalte mit dem Wort Familie verknüpft werden. So sprechen viele von Familie, wenn Kinder in der Ehe geboren sind, andere benutzen diesen Begriff auch im Zusammenhang mit Ehepaaren, die keine Kinder haben. Manche trennen Familie und Verwandtschaft, andere nicht. Aber auch in der Wissenschaftssprache gibt es keine einheitliche und allgemein anerkannte Begriffsbestimmung von Familie. In gesamtgesellschaftlicher Sicht wird die Familie als soziale Institution bezeichnet, die bestimmte Leistungen für die Gesamtgesellschaft erbringt bzw. zu erbringen hat. Familie lässt sich durch bestimmte essentielle Kriterien von anderen Lebensformen abgrenzen. Diese Kriterien, als Kennzeichen des Familienbegriffes, sind:

¹³ So werden auch gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, trotz ihrer steigenden Tendenz, als alternative Familieform, wegen ihres geringeren Anteils hier nicht extra betrachtet, ihr Anteil ist aber bei den statistischen Erhebungen in Gesamtheit aller alternativen Familienformen inbegriffen.

- „biologisch-soziale Doppelnatur“, d.h. der Familie wird gesellschaftlich die biologische Reproduktions- und frühkindliche Sozialisationsfunktion zugewiesen
- Generationsdifferenzierung, die sich sowohl auf die Eltern-/Mutter- bzw. Vater-Kind-Einheit beziehen kann, so genannte Kernfamilie (nuclear family), als auch auf die Großeltern oder sogar auf die Urgroßeltern (Drei- bzw. Vier- oder Mehrgenerationen-Familie)
- Ein spezifisches Kooperations- und Solidaritätsverhältnis zwischen den Mitgliedern, aus welchem heraus die Rollendefinitionen festgelegt sind (vgl. Nave-Herz 2006, S. 29ff.)

Vor allem in den Medien wird oft vermutet, dass die Familie in Deutschland im Zuge des Individualisierungsprozesses kaum noch ein Solidaritätsverband wäre; jedoch widersprechen alle vorhandenen empirischen Befunde dieser These (vgl. Kohli 1997, 2000a; Lauterbach 1998b, 2003; Szydlik 2000 und 2003, in Nave-Herz 2006, S. 32f.). Das Kooperations- und Solidaritätsprinzip wird in den einzelnen Gesellschaften unterschiedlich legitimiert. Es kann z.B. auf Traditionen, auf speziellen Verträgen, auf Gesetzen und/oder auf einer gegenseitigen emotionalen Zuneigung beruhen. In europäischen Staaten z.B. ist die familiäre Solidarität teilweise durch staatliche Gesetze abgesichert. Aber darüber hinaus stellt die Familiensolidarität, wie empirische Untersuchungen über Deutschland belegen, auch eine unhinterfragte Norm dar; sie ist also ein traditionelles Verhalten.

Lange Zeit galt in der Familiensoziologie das Ehesubsystem als wesentliches Kriterium für den Familienbegriff. Doch es gab zu allen Zeiten auch Familien, die nie auf einem Ehesubsystem beruht haben oder deren Ehesubsystem im Laufe der Familienbiografie entfallen ist. Wenn die Ehe also immer auf Familie verweist, muss der Begriff Familie nicht immer auf Ehe verweisen. Heutzutage werden Uneheliche Familien nicht mehr als „unvollständige Familien“ bezeichnet, sondern als Ein-Eltern-Familie oder als Vater-/Mutter-Familie (vgl. Nave-Herz 2006, S. 29ff.).

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat sich „die Landschaft des Familienlebens“ weit geöffnet: es finden sich vielfältige Organisationsformen im privaten Bereich des Zusammenlebens und zahlreiche familiäre Handlungsorientierungen (vgl. Beck-Gernsheim 1994: in Herlth u. a. 2000, S.62). Das traditionelle Familienmodell ist nicht mehr unbedingt das absolut favorisierte. Im Gegensatz zu früher sind nichteheliche Lebensgemeinschaften, Einelternfamilien, Scheidungs- und Trennungsfamilien und auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit Kindern heute alltäglicher, weitgehend etabliert und gesellschaftlich akzeptiert. Dazu haben gesellschaftliche Entwicklungen der letzten Jahre beigetragen. Besonders Ostdeutschland war nach der Vereinigung beider deutscher Staaten von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen sowie den starken Abwanderungen betroffen: die Geburtenzahlen sinken drastisch – auch fünf Jahre nach der Vereinigung waren ostdeutsche Frauen bzw. Paare bei ihren Entscheidungen für Nachwuchs nach wie vor zurückhaltend. Die Reduktion der Geburtenzahlen ist in der Bundesrepublik vor allem auf die Abnahme der Mehrkinderfamilien und auf den Anstieg von Kinderlosigkeit zurückzuführen. Die geringfügige Zunahme an Geburten z. B. ab 1995 ist allein auf die der ausländischen Mitbürgerinnen zurückzuführen.

Außerdem setzt die sinkende Heiratsneigung¹⁴ in Ostdeutschland die Tendenz zu einer geringeren Ehestabilität stärker als in Westdeutschland. Diese Entwicklungen haben zu Veränderungen der Haushalts- und Familienformen geführt, so dass sich heute in Deutschland insgesamt zahlreiche Formen von Familien finden. Trotz dessen sind Familiensoziologen wie Bertram (1997) und Nave-Herz (1994,1997) vorsichtig bei der Behauptung, dass sich in den letzten Jahrzehnten die familialen Lebensformen pluralisiert hätten. So hält Bertram die Heranziehung amtlicher Daten für das Aufzeigen von Pluralisierungstendenz für ungeeignet, da sie den Wandel und die Entwicklung der Familienformen nicht in

¹⁴ Diese Tendenz wird bereits seit den 70er Jahren für Westdeutschland festgestellt.

angemessener Weise darstellen¹⁵. Z. B. können *Stieffamilien* oder *Fortsetzungsfamilien* nicht expliziert werden (vgl. Herlth u. a. 2000, S. 62ff.). Auch die *Patchwork-Familie* ist keine neue Familienform – lediglich der Begriff dafür ist neu (vgl. Nave-Herz 2006, S.67). Auch im Zehnten Kinder-Jugendbericht (BMFSJ, 1998) wird beanstandet, dass standardisiert erhobene Daten die Fülle der Familienformen nicht vollständig darstellen können. So sind die Eltern beispielsweise verheiratet, leben aber nicht zusammen. Oder Alleinerziehende, die mit Partner leben, gelten aber allgemein als Ein-Eltern-Familie. Zudem können auch keine Aussagen über die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung gemacht werden. Heutzutage ist es nicht ungewöhnlich, dass Kinder und Jugendliche in ihrem Lebenslauf mehrmalige Familienformwechsel erleben (vgl. Herlth u. a. 2000, S.66).

Trotz der Familienformenvielfalt, lebt die Mehrheit aller Kinder und Jugendlichen im traditionellen oder vollständigen Kleinfamilienmodell, bestehend aus verheirateten Eltern mit einem bis zwei Kindern: etwa 9,5 Millionen Familien leben in Deutschland in dieser Konstellation, Stieffamilien inbegriffen (vgl. Bauereiß et al., 1997 in ebd., 65f.). Die Zwei-Eltern-Familien mit formaler Eheschließung sind weiterhin quantitativ dominierend – so beträgt 2002 ihr Anteil an allen Familienformen 81% (Statistisches Bundesamt. Pressemitteilung vom 18. September 2002, in Nave-Herz 2006, S.67). 2006 waren Drei Viertel der Familien mit Kindern in Deutschland Ehepaare, 20% der Familien waren hingegen Alleinerziehende und 6% nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern. Dabei sind erhebliche regionale Unterschiede festzustellen: in Großstädten beträgt der Anteil der alternativen Familienformen mittlerweile 47% (vgl. BZgA. Forum 3-2008, S. 7f.)

¹⁵ „Aufgrund ihrer Definitionen, teilweise auch Rechtlichen Festlegungen, sind sie auf Konstanz hin angelegt und verdecken häufig den sich darunter vollziehenden Wandel in den Geschlechterrollen in einer möglichen Vielfalt von familiären Lebensformen aufgrund unterschiedlicher Kulturen, regionalen Ausdifferenzierungen und variierender Lebensformen. Diese können zwar mit traditionellen Kategorien der amtlichen Statistik benannt werden, stellen aber möglicherweise inzwischen ganz andere Lebensformen dar.“(Bertram, 1997, S. 381, in Herlth u. a. 2000, S.65).

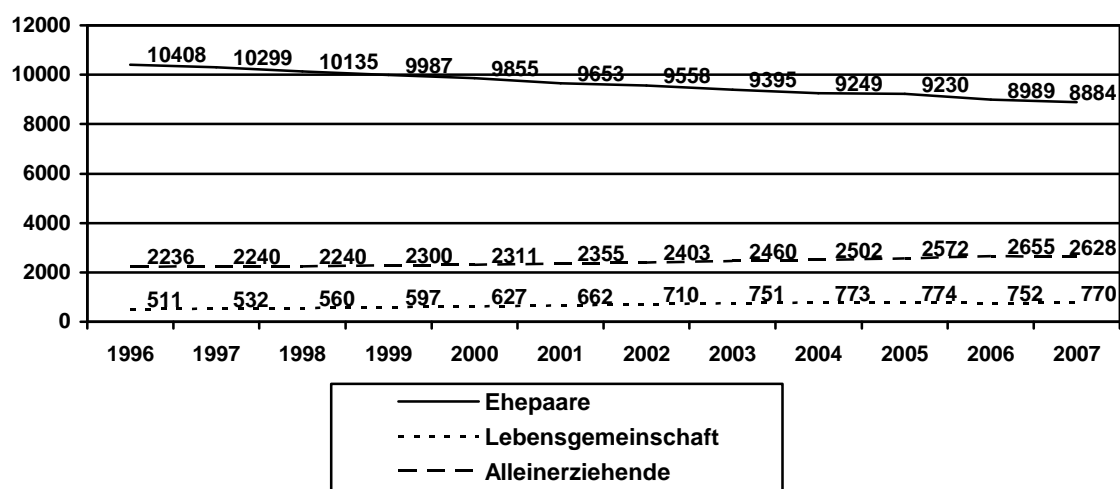
Bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland gibt es Ost-West Unterschiede: diese Familienform ist in Ostdeutschland etablierter als im Westteil Deutschlands, obwohl auch in Westdeutschland sich die Zahl insgesamt beachtlich erhöht hat, jedoch von allen nichtehelichen Lebensgemeinschaften haben heute (2000) 6,2% Kinder (vgl. Nave-Herz 2006, S. 60ff.; Herlth u. a. 2000, S.66). Mittlerweile bei einer Scheidungsrate von 42% (Statistisches Bundesamt 2006) verbergen sich hinter der Konstellation „Ehepaare mit Kindern“ oft Patchwork-Konstellationen und Familienneugründungen (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 8).

Bezogen auf Alleinerziehende sind die Daten der älteren Statistiken insofern problematisch, weil nichteheliche Lebensgemeinschaften zu den Alleinerziehenden gezählt wurden. Erst neuere Statistiken differenzieren in dieser Hinsicht genauer: so beträgt in Deutschland der Anteil der Alleinerziehenden bezogen auf alle Familien 15,4%, begründet vor allem durch Scheidung oder Trennung. Die Mutter-Familien überwiegen gegenüber den Vater-Familien 84% zu 16% (vgl. Statistisches Bundesamt 2003 in Nave-Herz 2006, S. 64f.).

In verschiedenen Statistiken über Familienkonstellationen, die aus verschiedenen Zeitabschnitten stammen und von verschiedenen Autoren interpretiert wurden, wird oft von unterschiedlichen Definitionen und Sachverhalten ausgegangen, insofern stimmen die Zahlen häufig nicht überein. Um besser den Überblick über die Entwicklungen zu schaffen, fasse ich die einzelnen Entwicklungen der drei Familienformen – Alleinerziehende, Lebensgemeinschaften und Ehepaare – mit Hilfe der Daten nach aktuellen Mikrozensusergebnissen aus dem Jahr 2007 (Statistisches Bundesamt 2008) zusammen. Dazu halte ich es für sinnvoll, diese drei Familienformenbegriffe, die relevant für diese Aufhebung sind, zu definieren. So sind Alleinerziehende im Mikrozensus als Mütter und Väter definiert, die ohne Ehe- oder Lebenspartner/-in mit minder- oder volljährigen Kindern in einem Haushalt zusammenleben. Seit 1996 werden auch Lebenspartner im Haushalt mitbeachtet – somit liegt das „Lebensformenkonzept“ zugrunde. Danach zählen Alleinerziehende, die mit einem Partner zusammenleben, zu den Lebensgemeinschaften mit Kindern. Gleichzeitig werden Eltern-teile mit Lebenspartner/-in zusammenlebend zwar offiziell als Lebensgemein-

schaften definiert, haben aber zum Teil praktisch häufig auch einen Alleinerziehendenstatus. In Abbildung 1 sind der Anstieg bei den Alleinerziehenden und bei den Lebensgemeinschaften sowie die Abnahme bei den Ehepaaren nachzuvollziehen.

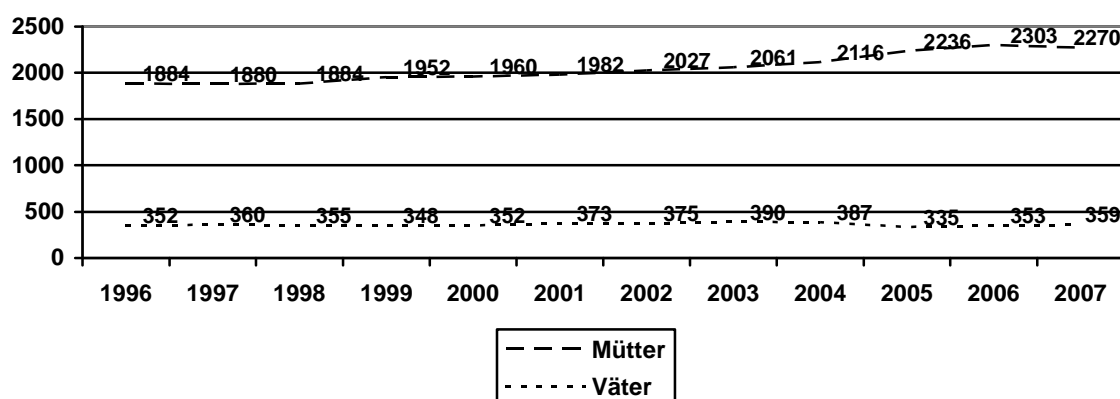
Abbildung 1 Familie nach Familienform 1996-2007



Quelle: Eigene Berechnungen. Statistisches Bundesamt 2008. Absolutzahlen.: in BZgA Forum 3-2008, S.17

Aus der Abbildung geht hervor, dass im Zeitraum von 1997 bis 2007 die Alleinerziehendenfamilien um rund 400.000 zugenommen haben, wohingegen die Ehepaarfamilien um circa 1.400.000 abnahmen. Ebenso stieg die Anzahl der Lebensgemeinschaften um rund 240.000. Die nächste Abbildung gibt Auskunft über die Geschlechterspezifische Entwicklung der Alleinerziehendengruppe.

Abbildung 2 Alleinerziehende nach Geschlecht 1996-2007



Quelle: Eigene Berechnungen. Statistisches Bundesamt 2008. Absolutzahlen.: in BZgA Forum 2-2008, S. 18

Zwischen 1996 und 2007 stieg die Zahl der allein erziehenden Mütter um rund 250.000 an. Dies kann zunächst einmal als Zeichen dafür gedeutet werden, dass die Zuständigkeiten und die Verantwortung für Kinder nachhaltig und in erster Linie an den Müttern liegen. Ihr Anteil beträgt aktuell 86% aller Alleinerziehenden. Die allein erziehenden Väter nehmen hingegen nach wie vor einen eher kleinen, doch beachtlichen Anteil von 14% ein. Ihre Anzahl ist in den vergangenen zehn Jahren um circa 20.000 gesunken. Dies ist allerdings erstaunlich, angesichts einer in Deutschland erhöhten Sensibilisierungs- und Unterstützungskampagne für mehr Beteiligung von Vätern an der Übernahme von familiären Verantwortlichkeiten und Pflichten. Vermutlich greifen gerade bei Alleinerziehenden tradierte Rollenmodelle, ein geschlechterspezifisch segmentierter Erwerbsarbeitsmarkt und weitere soziokulturelle und ökonomische Aspekte deutlicher den je (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 17f.)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass ca. Dreiviertel aller nichtvolljährigen Kinder mit beiden verheirateten leiblichen Eltern im gemeinsamen Haushalt aufwachsen. Der Rest der Kinder wächst dennoch in unterschiedlichsten, im Lebenslauf des Kindes wechselnden Familienformen auf, deren Vielfältigkeit so groß ist, dass sie weder sprachlich noch demographisch-statistisch eindeutig greifbar und kategorisierbar ist.

Wichtig ist, aus meiner Sicht, noch zu erwähnen, ob und inwieweit die Modernisierungstendenzen im familialen Kontext Einfluss auf die Kinder haben: schei-

nen Kinder in den „alternativen“ Familienformen den Risiken im besonderen Maß ausgesetzt und inwieweit leiden sie dadurch Schaden. Bei der Analyse der Situation von Kindern wird Modernisierung meist im Sinn eines allgemeinen Trends in Richtung einer zunehmenden Individualisierung verstanden. Außerdem ist das derzeitige Modernisierungsgeschehen durch Widersprüche, Verschiedenartigkeiten, Mehrdeutigkeiten, Ambivalenzen und Brüche gekennzeichnet und kann demnach als „radikale Pluralität“ verstanden werden. Dies findet seinen Ausdruck auch in der Lebenssituation von Kindern. Versucht man dieses Konzept der Modernisierung auf den Bereich des Kindseins in Familien heute anzuwenden, lässt sich folgendes Feststellen:

- Die demographische Struktur der vom „Normalentwurf“¹⁶ abweichenden Familienformen von Kindern ist gekennzeichnet von Vielfältigkeiten und Uneindeutigkeiten. Die Lebensverläufe von Kindern in diesen Familienformen weisen vielfach Brüche und Diskontinuitäten auf, übergreifende Muster sind kaum identifizierbar
- Die rechtliche und normativ-kulturelle Verankerung dieser Familienformen ist bruchstückhaft, es mangelt an institutionalisierten Regeln und Modellen für das Zusammenleben, diese sind kulturell nicht vorgegeben oder uneindeutig. Es gibt keine klare und eindeutige sprachliche Verankerung spezifischer Familienkonstellationen und Bezeichnungen für Beziehungen
- Die Eltern-Kind-Beziehung weist, soweit sie nicht ihre Basis in einem gemeinsamen Haushalt hat, Diskontinuitäten und Brüche auf und wird vielfach zu einer unsicheren Beziehung. Die Rollen sozialer Elternteile sind nicht klar definiert und mangels institutioneller Vorgaben relativ frei gestaltbar, die Rollenerwartungen sind vielfach von Widersprüchen und Ambivalenzen gekennzeichnet

Im Gegensatz dazu ist die strukturell-demographische Dimensionalität des „Normalentwurfs“ des Kindschaftsverhältnisses klar und eindeutig, die rechtli-

¹⁶ Als „Normalentwurf“ des Kindschaftsverhältnisses wird hier die *traditionelle* Familie verstanden, die die dauerhafte Kernfamilie mit zwei heterogenen verheirateten leiblichen Elternteilen darstellt (vgl. Herlth 2000, S. 39).

che Stellung der auf Ehe beruhenden Kernfamilie, die Rechte und Pflichten der Elternteile umfassend und klar im Gesetz verankert und die sprachliche Bezeichnung der einzelnen Familienmitglieder selbstverständlich und unumstritten. In der Eltern-Kind-Beziehung ist durch gemeinsames Zusammenleben zumindest kontinuierlicher Kontakt gesichert, die Rollen von Eltern und Kindern sind eindeutig festgelegt.

Dennoch sind Längsschnittuntersuchungen und empirische Studien zum Einfluss unterschiedlicher Familienformen auf die Persönlichkeit von Kindern widersprüchlich und stellen damit die Angemessenheit der Strukturdefizithypothese zunehmend in Frage. So wird der Einbezug sozioökonomischer Ressourcen ebenso wie jener von Beziehungs- und Prozessvariablen oder spezifischer Belastungen und Stressoren angeregt. Es wird also danach gefragt, ob und in welchem Ausmaß die Familienform an sich die Chancen von Kindern beeinflusst oder ob hierfür vorwiegend andere Faktoren, wie die Qualität der Familienbeziehungen sowie der Familienerziehung, die Rahmenbedingungen der Gestaltung familiären Lebens, insbesondere die ökonomischen, räumlichen, sozialen und zeitlichen Ressourcen, die zur Verfügung stehen, oder Belastungen und Stressfaktoren von Bedeutung sind. Neuere Studien, die einem solchen erweiterten Ansatz Rechnung tragen, kommen relativ übereinstimmend zum Ergebnis, dass die Familienstruktur Einfluss auf bestimmte Sozialisationsmerkmale und das Wohlbefinden nimmt und Kinder in traditionellen Familien meist begünstigt sind, dieser Einfluss aber vielfach geringer ist als jener der anderen Faktoren (vgl. Herlth 2000, S.38ff).

1.3.2 Veränderung der Geschlechter- und Rollenverhältnisse

1.3.2.1 Verteilung von Erwerbs- und Fürsorgearbeit

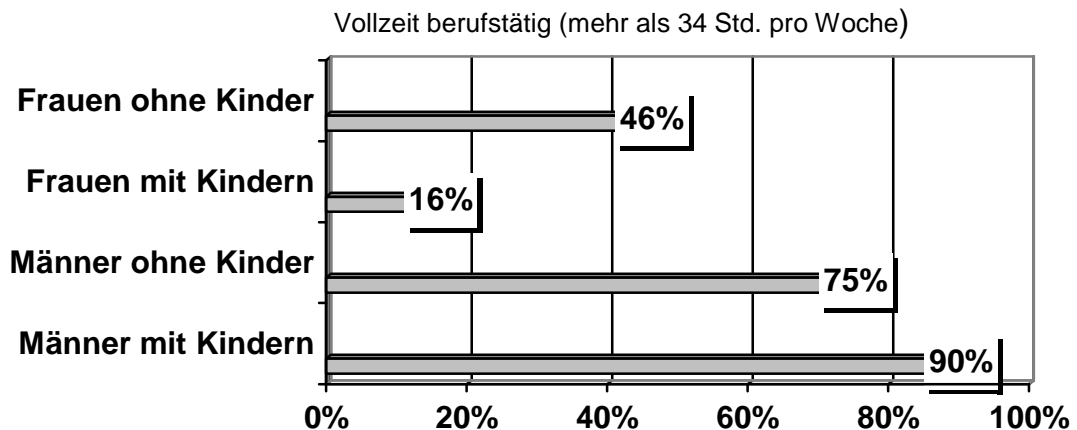
Die gesellschaftlichen Vorstellungen über Vater- und Mutterrollen haben sich insgesamt in Richtung einer egalitäreren Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit verschoben: 75,1% der deutschen Männer und Frauen zwischen 18 und 65 Jahren sind heute der Meinung, dass sowohl der Mann als auch die Frau ihren Beitrag zum Haushaltseinkommen leisten sollten und 76% der Männer zwischen 18 und 60 Jahren sind der Überzeugung, dass Männer sich mehr an

der Kinderbetreuung beteiligen sollten. Dieser Wandel des Mutter- (weg von Hausfraumodell) und Vaterbildes (vom Ernährer zum Erzieher der Kinder) bringt für Männer die Chance, verstärkt an der Entwicklung ihrer Kinder teilzuhaben und schon früh eine enge Beziehung zu ihnen aufzubauen und gleichzeitig für Frauen die Entlastung in der Familienarbeit und somit die bessere Chance im Beruf. Seit Ende der 1980-er Jahre nimmt die Zustimmung zum männlichen Ernährermodell sowohl bei Frauen als auch bei Männern kontinuierlich ab. Gleichzeitig ist die Hälfte der deutschen Väter der Überzeugung, dass Männer sich mehr an der Hausarbeit beteiligen sollten und die Zahl der Männer, die denken, dass Kinder im Vorschulalter unter der Berufstätigkeit der Mutter leiden, hat sich deutlich reduziert (vgl. BZgA 2-2008, S.18). 1998 identifizierte Zulehner bereits 20% der deutschen Männer als „moderne Männer“, also solche, die sich durch eine besonders liberale Geschlechtsrollenorientierung auszeichnen (vgl. Zulehner 2004, S.10: in ebd.) – ein Prozentsatz, der sich bis heute weiter erhöht haben dürfte. Unter den modernen Männern finden sich auch die „neuen Väter“ wieder, die für die Kinder qualitativ anders und quantitativ mehr präsent sind als traditionelle Männer. Ebenso zeichnen sich diese durch eine deutlich höhere Bereitschaft aus, mit ihrer Partnerin die Haushaltarbeit zu teilen. Es ist erkennbar, dass das Engagement in der Familie für Männer einen höheren Stellenwert gewonnen hat: sie möchten mehr Aufgaben übernehmen und sich stärker um ihre Kinder kümmern. Soviel zu Veränderungen auf der Einstellungsebene.

Doch wie sieht die Wirklichkeit aus? Und wie ist das Zusammenleben mit dem Rest der Gesellschaft, der andere (traditionelle) Rollenvorstellungen hat? So wird z. B. die in Deutschland „vorgesehene Möglichkeit der Wahrnehmung des ‚Babyjahres‘ durch den Vater und der – im Sinne traditioneller Vorstellungen – damit verbundene Rollentausch“ (Walter 2002, S. 328) in der öffentlichen Diskussion, als notwendig angesehene Entwicklung, positiv bewertet. Ebenso werden egalitäre Rollenvorstellungen vielfach auch in den Medien propagiert. Doch die noch relativ kleine Gruppe von Vätern, die von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, hat jedoch mit wesentlichen Rollenproblemen zu kämpfen, da nicht selten sowohl die eigenen wie die Herkunftsfamilien der Partnerinnen, als auch die umgebende Rahmengesellschaft immer noch eher von der traditionellen Rollen-

teilung ausgehen (vgl. ebd.). Die Praxis zeigt, dass wenn ein Paar Kinder bekommt, häufig eine Retraditionalisierung der Geschlechterrollen stattfindet und die überlieferten Rollenbilder des allein verdienenden Vaters sowie der „guten Mutter“ wieder virulent werden (siehe Abb. 3).

Abbildung 3 Erwerbsbeteiligung von Müttern und Vätern



Quelle: Sinus-Befragung 2007: in vgl. BZgA FORUM 2-2008, S.6

In der Abbildung 3 geht es um Frauen und Männer ab 18 Jahren, die keine Rentnerinnen/Rentner und nicht mehr in Ausbildung sind. Bei „mit Kindern“ sind Kinder unter 18 Jahren im Haushalt gemeint. Was mir bei diesem Diagramm besonders auffiel, ist die hohe Prozentzahl der Männer mit Kindern. Es ist tatsächlich so, dass sich das berufliche Engagement bei einem Großteil der Männer (zumindest westdeutschen) nach der Geburt des ersten Kindes sogar noch erhöht. Ein Hauptgrund dafür dürfte sein, dass sich Männer gerade in der Familiengründungsphase beruflich stark engagieren müssen, um die finanzielle Lebensgrundlage der Familie zu erhalten (vgl BZgA Forum 2-2008, S. 18).

Im Durchschnitt arbeiten Männer mehr, während es meistens die Frau ist, die zu Hause bleibt oder Teilzeit arbeitet, obwohl nicht nur 77% der Männer, sondern auch 64% der Frauen eine Verringerung der Arbeitszeit als Verlust von Kompetenzen, Einfluss, Entwicklungsmöglichkeiten, Aufstiegschancen im Beruf und Ansehen im sozialen Umfeld empfinden.

Sehen wir uns die Entwicklungen der Erwerbs- und Familienarbeitbeteiligung von Müttern und Vätern im Einzelnen an. Frauen zeigen zwar heute eine deut-

lich höhere Erwerbsbeteiligung als früher – 2004 betrug die Frauenerwerbstätigenquote¹⁷ 58,4%, also vier Prozentpunkte mehr als noch 1991. Dennoch in den ersten Jahren nach der Geburt der Kinder geht der Umfang ihrer Erwerbsbeteiligung nach wie vor deutlich zurück. Die Erwerbstätigenquote von Frauen mit Kindern unter drei Jahren liegt bei 31,2%; von diesen sind wiederum nur 12,5% Vollzeit und 18,7% Teilzeitbeschäftigt (Mikrozensus 2004, S. 35: in BZgA 2-2008, S.18f). Zudem gehen auch Frauen mit älteren Kindern häufig Teilzeitbeschäftigungen nach, um Familie und Beruf unter einen Hut zu bekommen. Damit zeigt es sich, dass das Vereinbarkeitsproblem in dieser Hinsicht noch immer ein Frauenproblem ist.

Die Väter in Paarhaushalten beteiligen sich im Durchschnitt mit Kindern bis zu sechs Jahren heute (2004) mit 59 Minuten täglich an der Kinderbetreuung. Die Beteiligung ist am höchsten bei den Beamten und am geringsten bei den Selbständigen und geht bei Männern vor allem auf Kosten der Freizeit, denn ihre Erwerbsarbeit reduzieren sie nach wie vor nicht.

Dementsprechend ergibt sich ein Starkes Ungleichgewicht zwischen dem Väterlichen und Mütterlichen Engagement und Zeitaufwand in der Kinderbetreuung. Für Kinder bis zu sechs Jahren übernehmen die Mütter mit 2,18 Stunden täglich etwa 70% der Kinderbetreuung (vgl. Eurostat 2004, S. 66: in BZgA Forum 2-2008). Die Kinderbetreuungsstudie des deutschen Jugendinstituts (DJI) zeigt, dass sich 32% der Väter mit Kindern unter drei Jahren wochentags überhaupt nicht an der Kinderbetreuung beteiligen, wohingegen mehr und mehr Zeit an den Wochenenden für Kinder nehmen (vgl. Alt/Teubner 2006, S. 166; Grunow 2007: in BZgA Forum 2-2008, S. 19). Dies dürfte eine der wesentlichsten Veränderungen der Vaterrolle heute sein: Kinderbetreuung an Wochenenden, die eher auf Sport, Geselligkeit und außeralltägliche gemeinsame Aktivität mit dem Nachwuchs.

Allerdings bleibt die materielle und Tag für Tag anfallende Hausarbeit immer noch ungleich verteilt. In Deutschland (2004) erbringen Frauen 64% der Haus-

¹⁷ Der Anteil der erwerbstätigen Frauen an allen erwerbsfähigen Frauen zwischen 15 und 64 Jahren.

arbeit im Haushalt im Gegensatz zu Männern 37% an der gesamten Haushaltszeit. Die Untersuchungen zeigen, dass sich das Verhältnis der Beteiligung an der Hausarbeit zwischen Männern und Frauen zwar angenähert hat, dass diese Annäherung in der Reduzierung des Frauenengagements, vor allem der Berufstätigen, begründet liegt (vgl. Statistisches Bundesamt 2003, S. 14). Immerhin gibt es Indizien dafür, dass Väter mit Kindern unter drei Jahren ihre aktive Beteiligung in dem Familienleben erhöhen, auch wenn es zu Lasten ihrer Freizeit zu geschehen scheint (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 19).

Es bleibt die Frage, die meiner Ansicht nach, beantwortet werden muss: Warum werden die tendenziell fortschrittlichen egalitären Konzepte und Vorstellungen im familialen Kontext nicht umgesetzt? Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es nicht zuletzt an den Strukturen liegt, welche die tatsächliche geschlechtersegregierte Arbeitsteilung reproduzieren. Zum einen sind es die Strukturen und Belohnungsmuster des Arbeitsmarktes in der Gestalt der immer noch wesentlich höheren Durchschnittslöhne für männliche Erwerbstätige, die Männer nach der Geburt des Kindes eher aus der Familie drängen. Zum anderen sind es die Arbeitskulturen mit ihrer möglichst langen zeitlichen Präsenz im Betrieb oder Büro, die es Familienvätern nicht gestatten, ohne Verlust ihrer Karrierechancen Erwerbsarbeitszeit für familiale Belange zu reduzieren. Familienpolitische Maßnahmen wie die mittlerweile an Akzeptanz gewinnende Elternzeit und die Partnermonate sind sicherlich ein wichtiger Beitrag für die vorher angesprochene Umsetzung, doch weit größere Bedeutung hat aber ein Umdenken in den Chefetagen der Privatwirtschaft und der öffentlichen Arbeitgeber (vgl. ebd.).

Mütter und Väter müssen die Wahl haben, in welchem Umfang sie neben der Fürsorge für ihre Kinder berufstätig sein möchten. Insbesondere junge Frauen dürfen nicht das Gefühl haben, zwischen beruflichen Ambitionen und einem erfüllten Familienleben wählen zu müssen. Deshalb sind gute Bedingungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf notwendige Voraussetzungen dafür, dass sich mehr Paare ohne Sorge um ihre berufliche Kontinuität und damit zusammenhängende wirtschaftliche Sicherheit für die Realisierung ihrer Kinderwünsche entscheiden können. Dazu zählen qualitativ hochwertige Betreuungsangebote, die den Eltern ausreichend zur Verfügung stehen. Vor dem Hintergrund

einer alternden und schrumpfenden Bevölkerung und des in vielen Regionen schon heute bestehenden Fachkräftemangels ist es aus volks- und betriebswirtschaftlicher Sicht notwendig, den Familien als stabilisierendes Element besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Je besser Familie und Beruf zu vereinbaren sind, desto schneller kehren junge Mütter nach der Geburt eines Kindes an ihren Arbeitsplatz zurück. Qualifizierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen schauen verstärkt nicht nur auf das Gehalt, sondern auch auf die Faktoren im Bereich der Familienfreundlichkeit. Zur wirksamen Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf müssen neben den Arbeitgebern die regionale Politik, die Träger der freien Wohlfahrtspflege und auch Initiativen aktiv werden. Zentrale Aufgabe ist dabei der Ausbau an Betreuungsangeboten für Kinder aller Altersgruppen. Für die Altersgruppe der Kinder von drei bis sechs Jahren besteht ein bundesweiter Rechtsanspruch von vier Stunden täglich, der mittlerweile flächendeckend erfüllt werden kann. Problematischer sind dagegen in vielen Regionen die Betreuung der unter dreijährigen Kinder sowie die Ganztagsbetreuung von drei- bis sechsjährigen Kindern. Eine Betreuungszeit von vier Stunden täglich reicht in der Regel nicht aus, um einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Ebenso schwierig sieht es mit den Nachmittagsangeboten für Schulkinder aus. Doch dafür wurden in Deutschland schon erste Schritte gemacht: Bund, Länder und Kommunen haben sich auf das gemeinsame Ziel geeinigt, ab dem Jahr 2013 rund 750.000 Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren vorzuhalten. Mit Kabinettsbeschluss zum Kinderbetreuungsfinanzierungsgesetz vom 5. September 2007 hat die Bundesregierung eine entscheidende Weiche dafür gestellt, dass Länder und Kommunen zügig mit dem Aufbau eines bedarfsgerechten Angebots für die Betreuung der Kinder unter drei Jahren beginnen können. Es sollen bis 2013 bundesweit für rund ein Drittel der Kinder unter drei Jahren Betreuungsplätze entstehen, davon 30% in der Tagespflege. Deutschland schafft damit den Anschluss an die familienpolitisch erfolgreichen Länder in Nord- und Westeuropa. Dennoch bleibt neben dem quantitativen und qualitativen Ausbau von Betreuungsangeboten das nicht weniger wichtige Ziel der Chancengleichheit von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt, das offensichtlich nicht einfach und schnell zu erreichen ist (vgl. Familienatlas 2007, S. 9ff.).

1.3.2.2 Wandel der elterlichen Erziehungsrollen

„Kulturell definierte Elternrollen bauen auf den Erfordernissen auf, die sich aus der Notwendigkeit einer angemessenen Versorgung der Kinder und aus der Unterstützung von deren Einbindung in die Umgebungskultur ableiten lassen. Ihre Verwirklichung in einem persönlichen Lebensentwurf ist von den individuellen Voraussetzungen in der Persönlichkeit der Betroffenen ebenso abhängig wie von ihrer Lebenssituation und ihrer Bereitschaft, sich bestimmten Rollenerwartungen zu fügen oder ihre Elternrolle in bestimmten Aspekten neu zu definieren“ (Walter 2002, S. 329f).

Ab den 90er Jahren, im Prinzip nicht anders als in den 80er Jahren, stellt sich den Eltern die nicht gerade einfache Aufgabe, die enge emotionale Bindung an das Kind mit seiner Selbstständigkeit und Entscheidungsfreiheit im Einklang zu bringen. Laut Untersuchungen zu Eltern-Kind-Beziehungen, die nach der Vereinigung Deutschlands durchgeführt wurden (Büchner et al. 1997; Büchner/Fuhs 1996; Bertram/Hennig 1995; Uhlendorff et al. 1997), konnten keine gravierenden Unterschiede zwischen Ost- und West-Deutschland festgestellt werden (vgl. Nave-Herz: 2002, S. 80).

Dennoch hat der Transformationsprozess Spuren hinterlassen. Aber offenbar änderten sich durch politischen und gesellschaftlichen Wandel weniger die emotionalen Beziehungen und Umgangsformen, als Alltagsleben und –handeln. Dies belegt eine Studie von Kirschhöfer (1997), mittels derer die vereinigungsbedingten Veränderungen im Osten, die sich auf die Lebensführung von Eltern und Kindern auswirken, festgestellt wurden. So änderte sich Einiges aus der Sicht der Eltern – zwar waren nahezu alle Eltern der befragten Kinder in festen Arbeitsverhältnissen, doch hatte mehrmals ein Wechsel der Arbeitsstelle und der Arbeitsorganisation stattgefunden: „Die Eltern klagten über Zeitnot, wachsenden Leistungsdruck, ungünstiges Arbeitsklima, Unberechenbarkeit der Zeitorganisation oder Verlängerung der Wegzeiten und darüber, dass sie jetzt weniger Zeit und wenn Zeit, dann weniger ‚Nerven‘ für ihre Kinder hätten. Die Zeiten der gemeinsamen Mahlzeiten reduzierten sich, bisherige gemeinsame Einkaufsgänge (oder sogar wie es in DDR üblich war, dass Kinder allein zum einkaufen geschickt wurden) wurden durch wöchentliche Supermarkteinkäufe er-

setzt, zu denen die Kinder nicht mitgenommen wurden. Abend- und Wochenendaktivitäten erfolgten zunehmend im eigenen Kinderzimmer, das durch die neuen Fastfood-Gewohnheiten und die TV-Ausstattung den Charakter eines geschlossenen multifunktionalen Lebensraums gewann.“(Kirschhöfer 1997: in Nave-Herz 2002, S. 80). Die Ausdifferenzierung von Handlungsräumen von Kindern und Erwachsenen wird noch deutlicher, wenn man anschaut, wie Eltern und Kinder das Wochenende verbringen. Gegenwärtig ist zwar der Sonntag für die meisten Kinder immer noch ein „Terminfreiertag“, der mit der Familie verbracht wird. Doch nach Einschätzung von Fuhs (1996) ist ein deutlicher Trend zur Flexibilisierung der „traditionellen Sonntagskultur“ zu bemerken. Dabei sind westdeutsche Kinder vorne. Während von den ostdeutschen Kindern 82% keine Termine am Wochenende haben, sind es von den westdeutschen nur 60%. Dieser Unterschied lässt sich durch die Tatsache erklären, dass in Ostdeutschland nach der Wende Angebote von staatlichen Jugendorganisationen weggefallen sind (vgl. ebd., S. 83).

Eine der wichtigen Dimensionen des Erziehungsverhaltens, die in der Nachkriegszeit noch so große Bedeutung hatte, das elterliche Strafverhalten, hat in den Eltern-Kind-Beziehungen ab den 90er Jahren offenbar ausgespielt. Strafen sind unabhängig von sozialer Schicht, ohne Stadt-Land- oder Ost-West-Differenzen äußerst moderat. Die häufigste Straform ist das Fernsehverbot. Die körperliche Züchtigung (Ohrfeige) kommt kaum noch vor (vgl. Büchner/Fuhs 1996, in ebd. 85). Fölling-Albers vertritt dagegen die These, dass Kinder oft nicht zugeben, dass sie geschlagen werden, „weil sie sich für ihre Eltern schämen, aber auch aus Gründen der Loyalität und der Identifikation mit den Eltern“ (Fölling-Albers 2001, S. 46, in ebd.). Falls dies so ist, deutet das auf ein verändertes Familienklima. Denn laut älteren Untersuchungen hatten die Nachkriegskinder offenbar keine Schwierigkeiten von körperlicher Züchtigung zu erzählen.

Bei der folgenden Dimension des Eltern-Kind-Verhältnisses handelt es sich um Respektierung der kindlichen Interessenäußerung und kindliche Durchsetzungsstrategien. Nicht, dass es sie nie gegeben hat, doch ab den 90er Jahren waren sie so verbreitet und auffällig geworden, dass sie das Interesse der Forschung erweckt haben. So ist bei der großen Mehrheit die „Verhandlungskultur“

üblich geworden und zwar unterschiedslos zwischen Ost und West, Land und Stadt. Lediglich bei niedrigerem Sozialstatus wird eher noch „klassisches“ Erziehungsverhalten ausgeübt. Insgesamt verlassen sich über zwei Drittel aller Kinder auf ihr Verhandlungsgeschick, wobei mit steigendem Alter auch „illegitime“ Verhaltensmuster öfter eingesetzt werden (vgl. ebd., S.86).

Alles deutet darauf hin, dass sich die Machtverhältnisse zwischen Eltern und Kindern, wenn sie überhaupt ins Spiel kommen, zu Gunsten der Kinder verschoben haben, was allerdings nicht bedeutet, dass diese Verschiebung positiv ist für die Entwicklung, den Sozialisationsprozess der Kinder und für die Eltern-Kind-Beziehung allgemein.

Betrachtet man allgemein die Entwicklungen der Eltern-Kind-Beziehungen in Deutschland, so löste in den letzten Jahrzehnten ein Trend zu mehr Gleichstellung und Selbständigkeit der Kinder die traditionell starke Verfügungsgewalt der Eltern ab. Die Gesamtentwicklung der Eltern-Kind-Beziehung könnte man schlagwortartig als gestiegene Kindorientierung, Abnahme von Kontrolle sowie Zunahme von Emotionalität und Kommunikation beschreiben, die sich idealtypisch als Übergang vom „Befehlshaushalt“ zum „Verhandlungshaushalt“ darstellen lässt. Fasst man die Ergebnisse der in den letzten Jahren in Deutschland durchgeführten Studien zur Eltern-Kind-Beziehung, und zwar wie Kinder sie erleben, zusammen, zeigt sich, dass der Großteil der Kinder seine Eltern als einfühlsame und unterstützende Beziehungspartner, besetzt mit primär positiven Eigenschaften erlebt, die ihre Vorstellungen von Erziehung vorwiegend durch Belohnung in Form von Anerkennung aber auch durch Manipulation durchzusetzen versuchen. Nur von wenigen Kindern wird Strafe als Erziehungsmittel erlebt. Nach wie vor wird die aufrechte Partnerbeziehung der leiblichen Eltern, die sich in der traditionellen Familienform manifestiert, als die günstigste Basis des Aufwachsens von Kindern angesehen. Die Rahmenbedingungen der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung in den meisten Familienformen, die nicht diesem Modell entsprechen, sind insofern anders, da die Beziehung anders gestaltet werden muss. Wie es z. B. bei Ein-Eltern-Familien der Fall ist: einige Arbeiten weisen darauf hin, dass allein erziehende Mütter besonders bemüht sind, Kinder als gleichwertige Partner zu behandeln (Napp-Peters 1995: in Herlth

2000, S. 31). Was zunächst harmlos klingt kann allerdings negative Auswirkungen auf das Aufwachsen der Kinder haben, weil sie dadurch häufig in ihrer eigentlichen Rolle als Kind überfordert werden, mit anderen Worten – Kinder können keine Kinder mehr sein, sie sind gezwungen die Rolle des Erwachsenen (also des fehlenden Lebenspartners, in diesem Falle des Vaters) zu übernehmen. Dies wird auch in den zahlreichen aktuell laufenden Fernsehsendungen und -berichten über Familienalltag selbst von den betroffenen Kindern bestätigt.

„Vielleicht bedeutsamer noch als die Akzeptanz mütterlicher Erwerbstätigkeit und die Einbeziehung des Vaters in das Sozialisationsgeschehen dürfte der Wechsel des Tons sein, der neuerdings angeschlagen wird.“ (Herlth 2000, S. 97). Bis in die 80er Jahre wurden die Experten nicht müde, Schuldgefühle in den Eltern, überwiegend in den Müttern zu erwecken, weil sie falsch erzogen oder falsch empfunden hatten. Die neuere Ratgeberliteratur am Ende der 90er Jahre dagegen ermutigte geradezu, nicht perfekt zu sein. „Bloß nicht alles richtig machen“ so der Titel eines Buches von der Autorin Cornelia Nitsch (1998). Auch der Titel „Der Mythos von der heilen Kindheit“ (Wais, 1998) fordert die Eltern nicht dazu auf, sich an den Maßstäben zu messen, die nicht der Realität entsprechen. Einige Autoren fühlen sich offenbar verpflichtet, den Eltern den Rücken gegen ihre übermächtigen Kinder zu stärken. So z. B. der Titel „Der kleine Tyrann. Welchen halt brauchen Kinder?“ (Prekop, 1998) oder „Die Schlaffenlandkinder“. Im Untertitel dieses Buches heißt es: „Täglich lassen sich Eltern von ihren Kindern beleidigen, demütigen und terrorisieren, ohne sich zu wehren. Warum?“ (vgl. ebd.). „Es hat Zeiten gegeben – und es gibt sie noch – in denen sich Kinder ihren Eltern Radikal unterordnen mussten. Nun leben wir in einer Zeit, in der sich die Eltern – vorwiegend die Mutter – zunehmend ihren Kindern radikal unterordnen“ (Wyrwa, 1998: in ebd., S. 7).

In diesem Sinne spricht auch der Kinderpsychiater Michael Winterhoff in seinen beiden Bestsellern „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ (2008) und „Tyrannen müssen nicht sein“ (2009). Er findet den Ursprung dieses neuen Trends in der Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung hauptsächlich in den veränderten gesellschaftlichen Sicht auf die Kinder und auch vor allem „modernen“ Erzie-

ungsverhalten der Eltern. Er sagt, dass Beziehungsstörungen zwischen Eltern und Kindern negative Auswirkungen auf die psychische Entwicklung der Kinder haben, da die kindliche Psyche durch dieses Fehlverhalten der Eltern (z. B. Partnerschaftliche Beziehung zum Kind – Kinder als kleine Erwachsene ebenbürtig zu machen, Kindern im Kindergarten- oder frühen Schulalter eigene Persönlichkeit zuzuschreiben, keine Begrenzungen (im Sinne als Erwachsene abgegrenzt gegenüber den Kindern aufzutreten) zu vermitteln) nicht voll ausgereift und ausgebildet werden kann. Im Laufe seiner Tätigkeit als Kinderpsychiater konnte er beobachten, dass sich bei den vielfältigen Störungen von Kindern und Jugendlichen, die er über viele Jahre analysieren konnte, in den letzten Jahren gravierende Veränderungen ergeben haben, und zwar so, dass Anlass zu großer Sorge um die gesamtgesellschaftliche Zukunft gegeben ist (vgl. Winterhoff 2008, S. 12f.). „Immer weniger arbeits- und beziehungsfähige Jugendliche werden die Folge sein, wenn sich weiterhin kein Bewusstsein für diese Störungen bildet. (...) Diese Jugendlichen sind in einer frühkindlichen psychischen Phase fixiert, (...) Sie können dadurch keinerlei störungsfreie Beziehung zu ihrer Umwelt mehr aufbauen. Jeglicher Zugang zu ihnen scheint unmöglich geworden zu sein, sie terrorisieren ihre Umwelt mit einem inakzeptablen Verhalten und sind gegen Steuerungsversuche von außen absolut immun. (...) Wir befinden uns mittlerweile in einem Ausnahmezustand, in dem Kinder zu Erziehern ihrer Eltern geworden sind und diese rein lustbetont steuern können, ohne Grenzen aufgezeigt zu bekommen. Der Grund dafür liegt nicht in angeborener Bössigkeit, sondern darin, dass diese Kinder psychisch nicht in der Lage sind, ihr Verhalten als falsch zu empfinden.“ (ebd., S. 12ff.).

Aus dieser Sicht lassen sich Dinge wie zeitweilige Verweigerungshaltung bei diversen alltäglichen Verrichtungen, als auch schwerwiegende Dinge wie Diebstahl oder Gewalttätigkeit etc. bei Kindern und Jugendlichen von dem Hintergrund psychischer Reifeprozesse viel besser erklären, als von dem Hintergrund der Prägung durch soziale Einflüsse. Die gängigen Mechanismen zeigten ein Beispiel, das im November 2006 Deutschland erschütterte. Ein Schüler der örtlichen Geschwister-Scholl-Realschule der Stadt Emsdetten hatte mit einem Amoklauf versucht, Mitschüler und Lehrer zu töten. Letztlich blieb es bei elf Verletzten. Das einzige Opfer war der Amokläufer, 18 Jahre alt, der als Einzelgänger

ger und unberechenbarer Computerspielfanatiker galt. „Allgemeine Frustration und Sinnleere“ hätten zu der Tat geführt, so lies sich anschließend der leitende Oberstaatsanwalt vom *SPIEGEL* zitieren. Solche Meldungen erschrecken uns in den letzten Jahren zunehmend. Lehrer, Kindergarten-Erzieher oder andere pädagogische Fachkräfte klagen über die scheinbar hoffnungslose Lage bei Kindern und Jugendlichen. Diese erscheinen zu einem großen Teil respektlos und ohne jede Orientierung an allgemein verbindlichen Werten und Normen. Dabei handelt es sich in vielen Fällen um Kinder aus intakten Familien. Die Reaktion der Gesellschaft auf dieses Phänomen setzt hauptsächlich auf eine Pädagogikdebatte. Konzepte antiautoritärer Erziehung waren lange Zeit Konsens unter Pädagogen und auch bei den Eltern. Vielfach ist derzeit eine radikale Umkehr zu beobachten: Erziehungsratgeber empfehlen zunehmend mehr Strenge und Konsequenz in der Erziehung. Es wird allerdings nicht gesehen, dass man es sich zu einfach macht, meint Michael Winterhoff und fordert vielmehr anstatt um Erziehungsmodelle, Schulformen, pädagogische Konzepte zu debattieren, erstmal zu begreifen, welche Grundvoraussetzungen all diese Dinge brauchen: nämlich eine psychische Reife der Kinder, auf deren Grundlage alles Weiterführende überhaupt erst greifen kann. Erst, wenn auf der Basis einer solchen Erkenntnis Erwachsene lernen, ihr eigenes Verhalten kritisch zu reflektieren, wird es möglich sein, Kindern wieder den Platz in der Gesellschaft zukommen zu lassen, auf den sie ein Recht haben. Mit anderen Worten: Kinder müssen wieder als Kinder gesehen werden (vgl. ebd.).

2 Auswertung der drei letzten Shell Jugendstudien

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der drei letzten Shell Jugendstudien von 2000, 2002 und 2006 im Familienkontext in puncto „Kinderwunsch“ und „eigener Erziehungsabsicht, basierend auf eigener Erfahrung“, präsentiert und ausgewertet. Die Analyse wird mit dem Ziel, mögliche Entwicklungstrends festzustellen und aufzeigen, durchgeführt.

2.1 Shell Jugendstudie 2000

Die Ergebnisse der meisten Befragungen, wie z. B. über das „Kinderprogramm“, beruhen in allen diesen Studien auf meist weit von jeglicher Verwirklichung entfernten Einstellungen und Wünschen der Jugendlichen. Das heißt aber nicht, dass diese Fragen unwichtig sind, sie sind im Gegenteil recht differenzierungskräftig für die Untersuchung von Lebensentwürfen. Die folgende Tabelle in der Abbildung 4 zeigt die Ergebnisse der befragten Jugendlichen zu der Frage nach dem Kinderwunsch.

Abbildung 4 Wieviele Kinder möchtest du einmal haben? (in %)

	deutsche Jugendliche		italienische Jugendliche		türkische Jugendliche		Hauptstichprobe	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
keine Kinder	16	10	18	12	9	6	15	9
ein Kind	26	22	19	15	16	11	25	21
zwei Kinder	49	56	45	49	48	53	49	56
drei Kinder und mehr	8	12	18	24	27	29	11	14

Quelle: Shell Studie 2000

Eindeutig festzustellen ist, dass eher Jungen und junge Männer keine Kinder haben wollen. Darüber hinaus wollen mehr die ausländischen Befragten Kinder haben als die deutschen. Der Vergleich der Segmente deutsche/italienische/türkische Jugendliche bestätigt die durchgehende Bevorzugung des Zwei-Kind-Modells. Nach dem Alter bestehen keine nennenswerten Unterschiede, darum sind diese auch nicht in der Tabelle angezeigt. Die Zahlen variieren auch im Zusammenhang mit dem Alter, Schulniveau und Geschlecht der Jugendlichen. Das allerdings geht nicht aus der Tabelle hervor, sondern wird extra aufgeführt: so wollen z. B. die Jugendlichen mit Realschulniveau zu einem geringeren Anteil keine Kinder haben als die mit Hauptschulniveau. Kein Kind haben zu wollen ist außerdem eine Sache von Großstadt-Jugendlichen, zwei oder mehr zu wünschen eher eine Sache von Jugendlichen in kleinen Gemeinden. Auch andere Faktoren wie Berufsorientierung, Religionszugehörigkeit, Interesse für Politik oder Zufriedenheitsgrad mit der Erziehungspraxis eigener Eltern haben Einfluss auf das „Kinderprogramm“. Hingegen sind die Zu-

sammenhänge zu berufsbezogenen Zukunftsorientierungen nach Geschlecht unterschiedlich. So sind z. B. für junge Männer Familie und berufliche Selbstständigkeit miteinander kompatibel, für junge Frauen schließen sie sich tendenziell aus.

Das „Kinderprogramm“ ist in der eigenen Sozialisationserfahrung verankert. Da dabei die eigene Erziehungserfahrung eine große Rolle spielt, ist die Betrachtung der Befragungsergebnisse zu den Fragen „Wie bist du selbst erzogen worden?“ und „Eigene Kinder so erziehen, wie selbst erzogen?“ nicht weniger wichtig. Zu der ersten Frage gaben die Befragten folgende Antworten: 5% sagen „sehr streng“, 30% streng, 60% „gütig-milde“ und 5% „zu milde“. Dabei müssen die Vorgaben mit Vorsicht genommen werden, da ihre Formulierung darauf zurückgeht, dass diese Frage seit Jahrzehnten aus Vergleichsgründen unverändert wiederholt wird. So würde man heute „zu milde“ nicht mehr so sagen. „Streng“ war früher eine Beschreibung des Erziehungsstils, heute ist es fast Schimpfwort geworden. Zu der Frage nach der eigenen Erziehungsabsicht gibt folgende Tabelle in Abbildung 5 die Auskunft.

Abbildung 5 Eigene Erziehungsabsicht und Erziehungserfahrung. (in %)

Erziehungsabsicht	Erziehungserfahrung			Insgesamt
	streng / sehr streng	gütig - milde	zu milde	
Genu so / ungefähr so	55	83	47	71
anders / ganz anders	45	17	53	29
	100	100	100	100

Quelle: Shell Jugendstudie 2000

Das Ergebnis, dass eine Auskunft über den Zusammenhang von Zukunftsorientierung und Sozialisationserfahrung bietet, lautet: diejenigen, die sich in ihren Erziehungsabsichten in der Kontinuität mit ihren Eltern sehen, haben die größte Zuversicht im Hinblick auf die Zukunft, die strenge oder milde Erziehungspraxis der Eltern spielt dabei nicht die Entscheidende Rolle. Diejenigen, die sich in ihren Erziehungsabsichten von einer als streng erlebten elterlichen Erziehung lösen wollen, sind am stärksten pessimistisch in ihren Zukunftsorientierungen.

Allgemein wurde in dieser Shell Jugendstudie festgestellt, dass die Eltern sehr viel häufiger und deutlicher als früher von den Jugendlichen als Vertrauenspersonen wahrgenommen werden. Die Jugendlichen sprechen in der Mehrzahl erheblich weniger von strenger Erziehung durch Vater und Mutter und wollen sehr viel öfter den selbst erfahrenen Erziehungsstil auch bei dem Eigenen Nachwuchs fortsetzen. Doch es wurden auch abweichende, in manchen Aspekten auch problematische, Verhältnisse bei der Unterschicht und bei manchen Gruppen unter den Ausländern gefunden, besonders bei den muslimischen Mädchen.

Auch im Bereich Familie und Beruf gehen die Jugendlichen im Allgemeinen davon aus, dass es ihnen gelingen wird, die beiden Bereiche zu vereinbaren. Berufs- und Familienorientierung stehen im Lebensplan bei den Deutschen ganz eindeutig im Zentrum. Nur bei den 22-24jährigen jungen Frauen verlagert sich die Balance zwischen Familien- und Berufsorientierung zugunsten von Familie und Partnerschaft (vgl. Deutsche Shell 2000, S. 14, 56ff). Trotzdem hat die noch zu Beginn der 1990er Jahre vorherrschende Tendenz, die Berufstätigkeit zugunsten der Kindererziehung zu opfern, deutlich nachgelassen.

Die Shell Jugendstudie 2000 kommt zu dem Schluss, dass sich Sozialisationsbedingungen von jungen Männern und von jungen Frauen in beiden Teilen Deutschlands gegenüber früheren Untersuchungen deutlich aneinander angeglichen haben. Das galt vor allem für die Erziehungsverhaltensweisen der Eltern gegenüber Jungen und Mädchen. Die Studie kommt deswegen zu dem Ergebnis, dass es typische weibliche im Unterschied zu typisch männlichen Lebensmustern nicht mehr zu geben scheint (vgl. Deutsche Shell 2002, S.38).

2.2 Shell Jugendstudie 2002

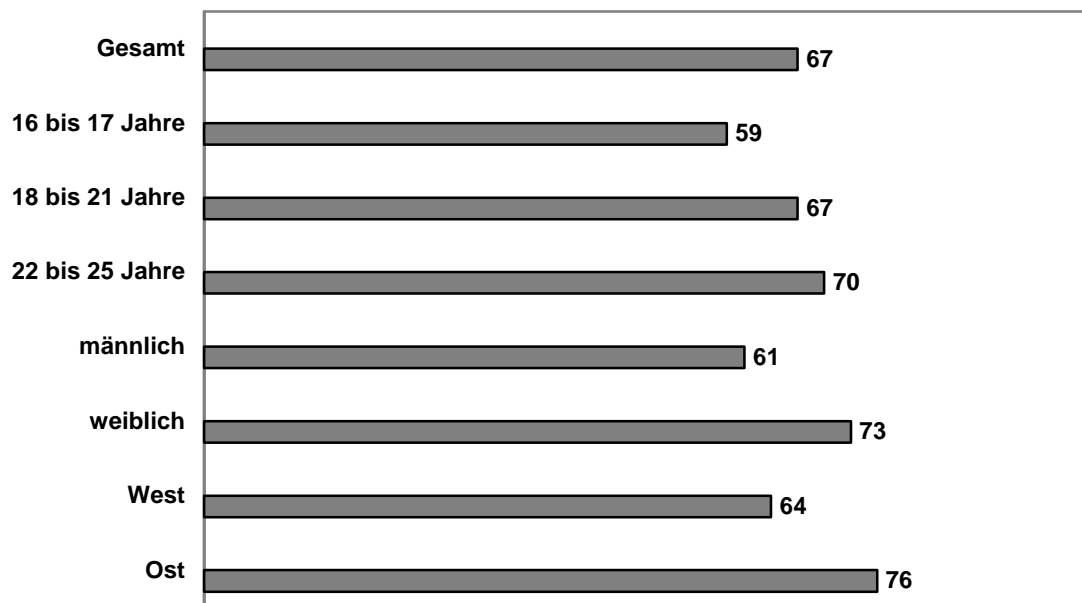
Die Ergebnisse der Shell Studie 2002 zeigen, dass vor allem der Faktor soziale Ungleichheit auf alle Lebensbereiche der Jugendlichen Einfluss hat. Um bei der Beschreibung der sozialen Lage von Jugendlichen in Deutschland ein differenziertes Bild zu erhalten, ist ein Index der sozialen Schicht entworfen worden, der die soziale Herkunft der Jugendlichen abbildet. Er basiert auf dem Schulab-

schluss des Vaters und wird anhand der Wohnform der Eltern (eigene vier Wände oder zur Miete), des geschätzten Anteils der Bücher im Elternhaus und der finanziellen Lage, gemessen an der Zufriedenheit mit der finanziellen Situation, weiter differenziert.

Zu der gleichen Frage nach dem Kinderwunsch hat man 2002 folgende Ergebnisse bekommen. Ein Unterschied zu 2000 ist, dass die Befragung nach anderen Kriterien beurteilt wurde. Im Gegensatz zu 2000 wurde nach relevanten sozialen und persönlichen Merkmalen wie dem Alter, West und Ost unterschieden. Dafür wurden die Jugendlichen nicht wie in der vorherigen Studie nach deutschen/türkischen/italienischen aufgeteilt.

Abbildung 6 Wunsch nach eigenen Kindern

Jugendliche (in %), die eigene Kinder wollen



Quelle: Shell Jugendstudie 2002

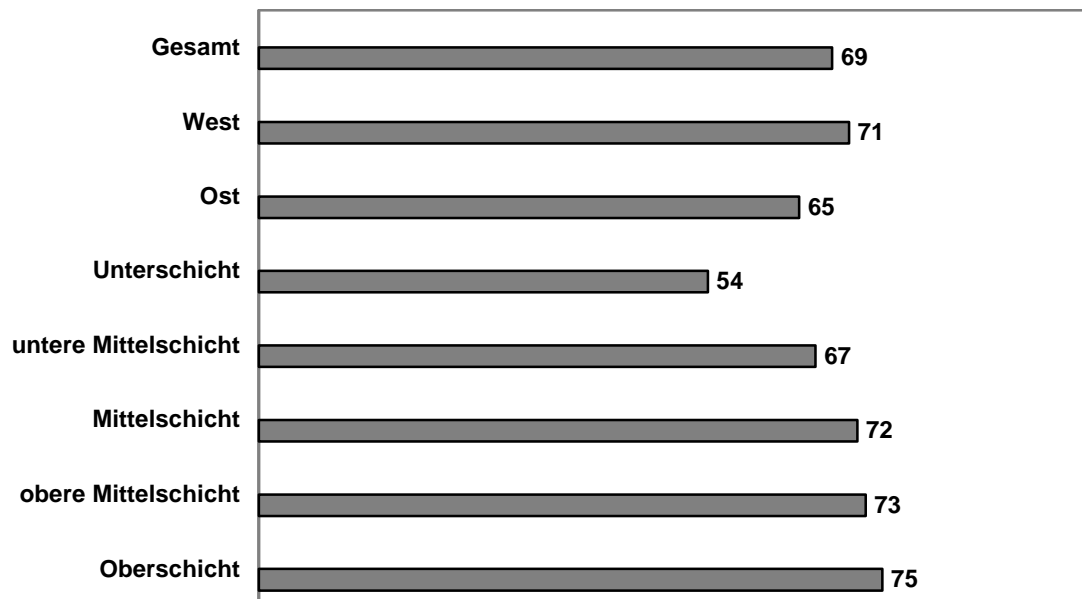
Hinsichtlich des Kinderwunsches unterscheiden sich die Jugendlichen zum Teil recht deutlich. Mit zunehmendem Alter verringert sich aber nur der Anteil der Unentschlossenen mit der Folge, dass der Anteil der Befragten mit Kinderwunsch mit zunehmendem Alter steigt. Ebenso unterscheiden sich die Jugendlichen entlang des Geschlechts und der regionalen Herkunft. Weibliche Jugendliche und solche aus den neuen Bundesländern bejahen häufiger die Frage nach dem Kinderwunsch als dies männliche Jugendliche und solche aus den alten Bundesländern machen.

Bei der Bewertung der Erziehung durch die Eltern gelangen die Jugendlichen zu einem erstaunlich einheitlichen Bild. Eine Mehrheit von 54% gibt an, nicht besonders streng erzogen worden zu sein, 10 % schätzen die Erziehung als gar nicht streng ein und 35% als sehr streng oder streng. Zwischen allen sozialen und persönlichen Merkmalen gibt es dabei keine großen Unterschiede. Sowohl bei der Shell Jugendstudie 2000 als auch bei der 2002 bezeichnen nur wenige Jugendliche die Erziehung ihrer Eltern als sehr streng.

Bei der Frage nach der Erziehung der eigenen Kinder ergibt sich eine große Übereinstimmung mit dem elterlichen Erziehungsstil.

Abbildung 7 Erziehung der eigenen Kinder

Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren (in %), die ihre Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen wollen, wie sie selbst erzogen wurden



Quelle: Jugendstudie 2002

Im Einzelnen zeigt sich, dass Jugendliche aus den neuen Bundesländern häufiger angeben, die Erziehung ihrer eigenen Kinder anders zu gestalten. Dies gilt in gleichem Maß für Jugendliche mit einfacherer sozialer Herkunft (vgl. Deutsche Shell 2002, S. 58ff).

Zusammenfassend stellte die Studie fest, dass 75% der weiblichen und 65% der männlichen Jugendlichen der Meinung sind, dass man die Familie zum

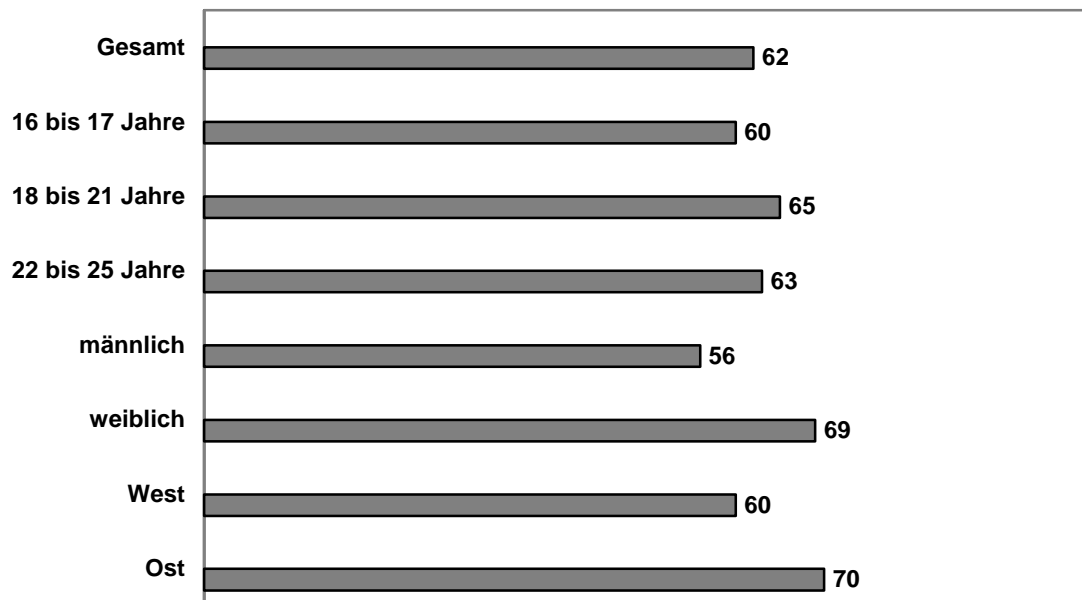
„Glücklichsein“ braucht. Über zwei Drittel der Jugendlichen wollen später eigene Kinder haben. Eigene Kinder haben nur 4% der Jugendlichen zwischen 16 und 25 Jahren – und auch bei den „Älteren“ (22-25 Jahre) sind es nicht mehr als 7%. Kinderwunsch und „Kinder kriegen“ sind demnach zwei verschiedene Dinge. Das Durchschnittsalter, in dem Frauen heute in Deutschland Kinder bekommen, steigt tendenziell weiter an, mit der Konsequenz, dass immer mehr Frauen wahrscheinlich gar keine Kinder bekommen werden (vgl. Deutsche Shell 2002, S. 18).

2.3 Shell Jugendstudie 2006

Insgesamt ist der Wunsch nach eigenen Kindern bei den Jugendlichen seit 2002 deutlich zurückgegangen. Auch im Gegensatz zu 2002 konnte man 2006 nicht mehr einen steigenden Wunsch nach eigenen Kindern mit zunehmendem Alter beobachten. Dennoch will eine Mehrheit der Jugendlichen (62%) Kinder haben.

Abbildung 8 Wunsch nach eigenen Kindern

Jugendliche (in %), die eigene Kinder wollen



Quelle: Shell Jugendstudie 2006

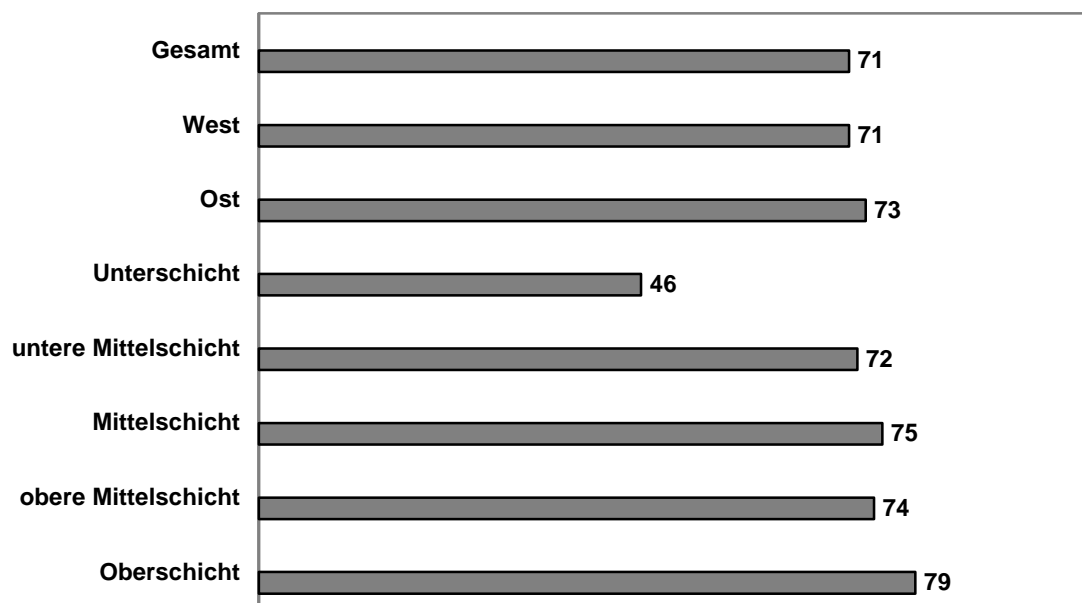
Außer geschlechtsspezifischen und regionalen Unterschieden wurde festgestellt, dass Jugendliche aus unteren sozialen Schichten seltener den Wunsch

nach eigenen Kindern verspüren, als diejenigen aus mittleren und oberen Sozialschichten.

Einen weiteren Einfluss auf den Kinderwunsch stellt das Verhältnis zu ihren Eltern dar. Schon in der Shell Jugendstudie 2002 bewerteten die Jugendlichen die Erziehung durch die eigenen Eltern fast einheitlich positiv.

Abbildung 9 Erziehung der eigenen Kinder

Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren (in %), die ihre Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen wollen, wie sie selbst erzogen wurden



Quelle: Shell Jugendstudie 2006

Auch im Jahr 2006 zeigte sich eine hohe Übereinstimmung mit dem elterlichen Erziehungsstil. Dabei variieren die Antworten von Ost- und West-Jugendlichen sowie von Angehörigen unterschiedlicher sozialer Schichten sehr stark. Der Unterschied zwischen Ost und West ist im Vergleich zu 2002 nicht mehr zu erkennen. Demgegenüber hat sich die Diskrepanz zwischen sozialen Schichten verschärft: Jugendliche der Unterschicht sind am wenigsten mit der Erziehung durch die Eltern zufrieden.

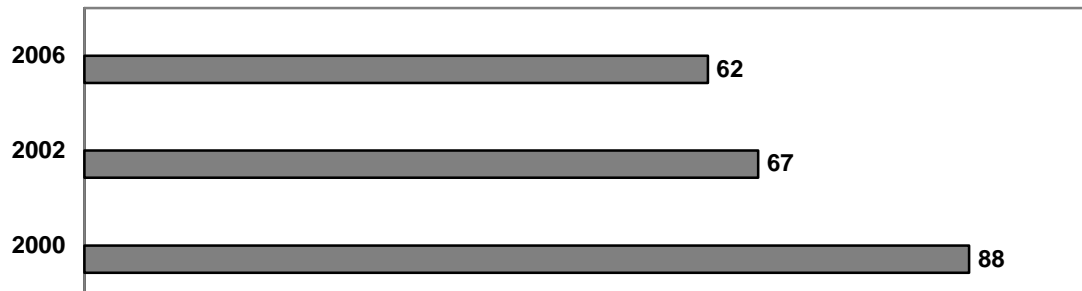
2.4 Gesamtbeurteilung im Vergleich

Der direkte Vergleich von Ergebnissen der drei vorgestellten Studien erweist sich als schwierig, weil die gleichen Befragungen meist im Bezug auf verschie-

dene relevante Merkmale durchgeführt wurden. Trotzdem macht es Sinn, die Ergebnisse der drei Studien in der Gesamtheit aller Merkmale zu vergleichen, um die festgestellten Entwicklungen sichtbar zu machen.

Abbildung 10 Wunsch nach eigenen Kindern gesamt von 2000, 2002, 2006

Jugendlichen (in %), die eigene Kinder wollen

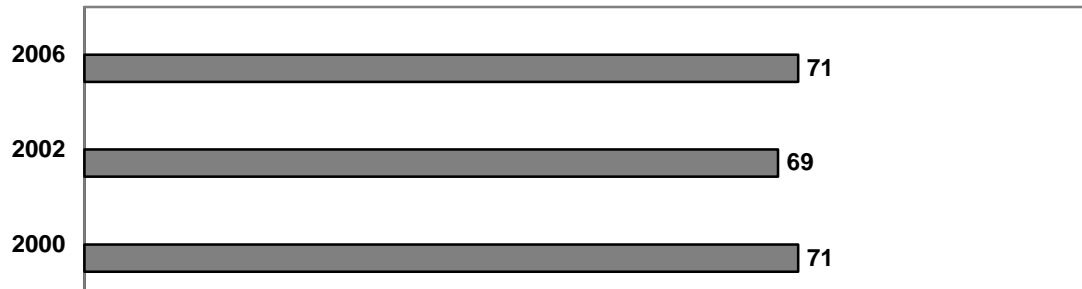


Angaben zit. n. Shell Jugendstudien 2000, 2002, 2006

Die Abbildung deutet auf einen klaren Trend hin, nämlich auf den sinkenden Kinderwunsch. Dennoch artikuliert eine Mehrheit der Jugendlichen (62%) den Wunsch nach eigenen Kindern. Von diesen 62% möchte auch die Mehrheit (69%) später einmal zwei Kinder haben, laut Studie 2006. 15% möchten nur ein Kind und 17% drei oder mehr Kinder. Schon bei der Shell Jugendstudie 2002 war ein geringerer Kinderwunsch bei Jugendlichen aus unteren sozialen Schichten festzustellen. Mit Ausnahme der Oberschicht ist der Kinderwunsch größer, je höher die soziale Schicht ist. Dies wird 2006 noch deutlicher. Der rückläufige Kinderwunsch bei jungen Menschen aus unteren Sozialschichten steht allerdings im Gegensatz zu den tatsächlichen Geburtenraten. So zeigt sich schon seit einigen Jahren, dass vor allem hochqualifizierte Frauen mit einem Universitäts- oder Fachhochschulabschluss überdurchschnittlich häufig kinderlos sind und diejenigen aus unteren Bildungsgruppen überdurchschnittlich viele Kinder bekommen. Nach den Ergebnissen dieser Studien werden sich in Zukunft besonders wenige Jugendliche für mehr als zwei Kinder entscheiden. Offenbar machen junge Erwachsene diese Entscheidung davon abhängig, ob ausreichende Ressourcen zur Verfügung stehen, die den Kindern eine angemessene Erziehung und Ausbildung ermöglichen. Die zunehmende Kinderlosigkeit kann also als Ausdruck der ökonomischen Unsicherheit in der jüngeren Bevölkerung gewertet werden (vgl. Deutsche Shell 2006, S 51ff).

Abbildung 11 Erziehung der eigenen Kinder gesamt von 2000, 2002, 2006

Jugendliche im Alter von 12 bis 25 Jahren (in %), die ihre Kinder „genau so“ oder „ungefähr so“ erziehen wollen, wie sie selbst erzogen wurden



Angaben zit. n. Shell Jugendstudien 2000, 2002, 2006

Im Vergleich zu den Einschätzungen der Jugendlichen bei den bisherigen Shell Jugendstudien ab 1985 zeigt sich, dass sich die hohe Zustimmung zu den elterlichen Erziehungsstilen, die erstmalig in der Shell Studie 2000 festgestellt werden konnte, auf dem Niveau stabilisiert hat (vgl. Deutsche Shell 2002, S. 61).

Seit den 60er Jahren stehen Unterordnung und Gehorsam bei Eltern nicht mehr an erster Stelle. Vielmehr haben sie Selbstverantwortung und Rücksichtnahme sowie Stärkung der Entscheidungsfähigkeit der Kinder zum Ziel. Schon seit den 90er Jahren zeigen die Shell Jugendstudien, dass die große Mehrheit der Jugendlichen ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern hat. Man konnte in den vergangenen Jahren von einer partnerschaftlichen Beziehung zwischen Eltern und Kindern ausgehen (vgl. Deutsche Shell 2006, S. 57). Ob diese Entwicklung zu einer partnerschaftlichen Eltern-Kind-Beziehung, die vor allem von den Jugendlichen selbst als positiv bewertet wird, auch tatsächlich positive Auswirkungen auf die Erziehung, Entwicklung und Sozialisation der Jugendlichen hat, geht aus diesen Studien nicht hervor. Die Ergebnisse dieser Studien schließen aber auch nicht aus, dass gerade diese Entwicklung negative Auswirkungen auf das Aufwachsen und den Sozialisationsprozess der Kinder und Jugendlichen haben kann, wie es von manchen Autoren behauptet wird. Michael Winterhoff spricht in seinen Büchern (2006 & 2009) von „Partnerschaftlichkeit“ sogar als einer Beziehungsstörung, die neben zwei anderen – „Symbiose“ und „Projektion“ – zu Auffälligkeiten beim Nachwuchs führt: „In den letzten 15 Jahren lässt sich eine enorme Zunahme an Störfeldern im Kinder- und Jugendalter feststellen (...) Das Sozialverhalten der Kinder ist hochproblematisch. Sie sind in ihrer Umgebung wirklich kleine Tyrannen, sie treten Gleichaltrigen gegenüber körperlich

und verbal extrem aggressiv auf (...) auch die eigenen Eltern und Großeltern sowie ständig in die Erziehung eingebundene Personen wie Erzieherinnen oder Lehrer stellen für sie keine Begrenzung ihres Egoismus dar.“ (Winterhoff 2006, S. 39f).

Doch nicht alle Jugendlichen sind mit der Erziehung ihrer Eltern zufrieden. Jugendliche der Unterschicht (46%) sind 2006 am wenigsten mit der Erziehung durch ihre Eltern zufrieden (vgl. Deutsche Shell 2006, S. 58). Man könnte vermuten, dass vor allem die Eltern der sozialen Unterschicht ihren erzieherischen Aufgaben nicht gerecht werden. Doch bei dem oben beschriebenen Phänomen des abweichenden Verhaltens der Kinder und Jugendlichen und die dadurch konfliktbehaftete Eltern-Kind-Beziehung, handelt es sich, so Michael Winterhoff, keineswegs mehrheitlich um Familien aus prekären sozialen Verhältnissen, sondern überwiegend um Angehörige der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht (vgl. Winterhoff 2008, S. 23). Dennoch sind es vorwiegend Bilder über das Scheitern an der Kindererziehung und die Alltagsprobleme der Familien aus der Unterschicht, die in letzter Zeit in den Medien stark präsent sind. Auf dieses Thema wird in dem nächsten Kapitel dieser Diplomarbeit näher eingegangen.

3 Medien und Öffentlichkeit – Widerspiegelung der Wirklichkeit?

Öffentlichkeit bezeichnet im weitesten Sinne die Gesamtheit aller Umstände, die für die Bildung der öffentlichen Meinung von Bedeutung sind, insbesondere bezüglich der Informationsfreiheit und der ungehinderten Wahrnehmbarkeit von Ereignissen, Entwicklungen und Zuständen für alle. Sozialwissenschaftliche Diskurstheorien verstehen unter Öffentlichkeit auch die Gesamtheit der potentiell an einem Geschehen teilnehmenden Personen.

Auch die Massenmedien werden im übertragenen Sinne als Vertreter des Publikums und Berichterstatter als Öffentlichkeit bezeichnet¹⁸. Dieser Aspekt ist insoweit ausschlaggebend, da das Hauptinteresse in Kapitel 3 dieser Diplomarbeit an die Medien, genauer gesagt an die Massenmedien als gesellschaftliche

¹⁸ vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Öffentlichkeit>, verfügbar am 13.05.2009

Kommunikationsmittel und Übermittler von Informationen und öffentlicher Meinung gerichtet ist. Diese werden mit der Familienthematik in Beziehung gesetzt.

3.1 Rolle von Medien und Öffentlichkeit in der modernen Gesellschaft

Massenmedien sind Medien, die durch technische Vervielfältigung und Verbreitung mittels Schrift, Bild oder Ton Informationen und Inhalte an eine unbestimmte Vielzahl von Menschen vermitteln und somit öffentlich an ein anonymes, räumlich verstreutes Publikum weitergeben. Das Publikum ist in diesem Sinn kein überdauerndes soziales Gebilde, die Rezipienten sind untereinander anonym, unstrukturiert, unorganisiert und inhomogen – Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten, mit unterschiedlichen Einstellungen, Lebensweisen und Interessen.

Neben den klassischen Massenmedien wie Printmedien (Zeitschriften und Zeitungen) und elektronischen Medien (Hörfunk und Fernsehen), wächst seit den 1990er-Jahren die Bedeutung des Internets.

Durch Massenmedien wird Massenkommunikation ermöglicht. Diese geschieht öffentlich, wodurch im Prinzip jeder Zugang zu den Angeboten von Massenmedien hat. In diesem Sinne umfasst die sozialwissenschaftliche Definition von Massenmedien:

- drucktechnisch reproduzierte Medien (z. B. Flugblatt, Plakat, Buch, Presse)
- Film, Hörfunk und Fernsehen
- massenhaft verbreitete Speichermedien (z. B. CD, DVD)
- Webseiten im Internet

In demokratischen Staaten wird den Massenmedien und insbesondere dem Journalismus häufig die Aufgabe zugeordnet, zur Information, Unterhaltung und Meinungsbildung der Bevölkerung beizutragen, sowie Kontrolle und Kritik aus-

zuüben¹⁹. Das bedeutet, dass sie eine wichtige Rolle bei den gesellschaftlichen Prozessen und Entwicklungen spielen und somit großen Einfluss auf die Gesamtbevölkerung haben.

Die Informationsfunktion ist die zentrale Funktion der Massenmedien; eine Leistung der Massenmedien, die diese übergreifend im Hinblick auf das soziale, politische und gesellschaftlich-ökonomische System erbringen. Die Medien vermitteln Wissen und Erfahrungen, d. h. das subjektive Wissen des Empfängers wird erweitert. Die Informationsvermittlung über Massenmedien und somit die Erweiterung des Wissens geschieht durch Kommunikation. Allerdings macht man die jeweilige Erfahrung nicht persönlich; d. h. nicht bei Erlebnissen in direktem Umgang mit Dingen.

Soziale Funktionen sind Leistungen der Massenmedien, die diese im Hinblick auf die gesellschaftliche Umwelt als soziales System erbringen. Am bedeutendsten für das Zusammenleben von Menschen in industriellen Großgesellschaften ist die Sozialisationsfunktion. Massenmedien vermitteln Handlungsmuster, Rollenverhalten, Normen und gesellschaftliche Werte. Während sich früher ein Sohn alle Rollen (Vater, Bauer, Krieger, Handwerker usw.) von seinem Vater abschauen konnte, muss das Kind heute auf die Medien zurückgreifen.

Der einzelne Mensch erwartet von den Massenmedien Rat in praktischen Fragen, er will seine Neugier befriedigen und indirekt seine Unsicherheit durch Wissen verringern. Subsidiär erfüllen die Medien auch das Bedürfnis nach persönlicher Identität. Das dient einerseits dem reinen Vergnügen, hilft aber andererseits, den Alltag zu bewältigen, indem die Medien Erfolg versprechende Handlungsmuster vermitteln. Darüber hinaus zeigen Medien den Nutzern, welche Themen sozial und gesellschaftlich relevant sind, und liefern so Gesprächsstoff.

Eine wichtige sozialwissenschaftliche Fragestellung innerhalb der Medienwissenschaft ist die nach der Bedeutung, die den Medien für die Herstellung ge-

¹⁹ vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Massenmedien>, verfügbar am 13.05.2009

schlechtsspezifischer Identitäten zukommt. Ausgehend von der zentralen Funktion, die Medien für die Konstruktion von Zugehörigkeiten zu Gemeinschaften einnehmen, wird dabei den geschlechtsspezifischen Dimensionen des Ein- und Ausschlusses nachgegangen. Im Zentrum der geschlechtersensiblen Medienwissenschaft steht die Frage nach geschlechterhierarchischen Konstruktionen, die zu ungleichen Teilhabechancen von Männern und Frauen an den symbolischen Ressourcen der Gesellschaft führen²⁰

Infolge der gesellschaftlichen Entwicklung haben sich auch der Einfluss der Medien und öffentlicher Meinung weiter vergrößert – ersichtlich vor allem im politischen System, aber auch bei Erscheinungen wie gesellschaftlichen Moden, Vorlieben und Verhaltensweisen. Öffentliche Meinung bezieht sich allerdings mehr auf Fiktionen als auf Fakten. Das bedeutet, dass der Einfluss der als real vorhandenen Person in der direkten Interaktion mit anderen tendenziell immer mehr abgelöst wird durch den einer virtuellen Person, die nicht real ist, sondern nur in den Medien vorhanden ist – vorzugsweise als Prominenter, glaubwürdiger Politiker oder Journalist – und derer in den Medien vorgestellte oder sogar nur beiläufig mitgeteilte Meinungen für die Rezipienten in steigendem Maß für die eigenen Wirklichkeitsentwürfe genutzt werden. Insgesamt heißt dies, dass im Zeitalter der Mediengesellschaft die Funktion der Meinungsbildung zunehmend an die Medien abgegeben wird. Da den Medien damit eine starke Rolle bei der Konstruktion von Wirklichkeit zugefallen ist, hat es der Rezipient in der Mediengesellschaft längst gelernt, Fiktionen für reales Handeln einzusetzen.

Menschen können Wirklichkeit nicht abbilden, sondern nur subjektive Wirklichkeiten konstruieren. Dies setzt Kommunikation voraus. Menschen wissen auch, dass ihre Wirklichkeit subjektiv ist und sind daher auf fortlaufende Bestätigung angewiesen: durch Orientierung an anderen und durch Konstruktion von Vorstellungen über Wahrheiten. Damit machen sie Gebrauch von der Orientierung an der Öffentlichen Meinung. Die Absicherung der eigenen Meinung ist nun nicht mehr an die physische Anwesenheit anderer gebunden, etwa in einer Diskussion, sondern mehr dadurch, dass Meinungen anderer, durch die Medien

²⁰ vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Funktionen_der_Massenmedien, verfügbar am 13.05.2009

gespiegelt, als Entwurf für die eigene Meinungsbildung genutzt werden. Man weiß nicht, was andere wissen oder meinen, aber man meint zu wissen, was andere meinen, was man meint. Öffentliche Meinung ist daher diffus, instabil, irrational, keinesfalls auf Wahrheit und Richtigkeit verpflichtet und dadurch leicht beeinflussbar.

In diesem Sinn lässt sich Öffentliche Meinung definieren als Kommunikationsprozess zur Auswahl von relevanten Sachverhalten oder Problemen, die als Themen etabliert werden und zu denen vor allem durch die Medien Meinungen erzeugt werden. Die Präsentation von Meinungen in der Öffentlichkeit provoziert eine Auswahl relevanter Meinungen, die von einer Mehrheit akzeptiert werden.

Medien spielen für die öffentliche Meinung eine ganz besondere Rolle, denn der einzelne entnimmt daraus vor allem Vorstellungen, so vage sie im Zweifelsfall sein mögen, über das Meinen anderer. Die Evolution der Medien führt auch zu einer entsprechenden Aufwertung der öffentlichen Meinung. So wird der Einfluss der Presse auf die Formierung öffentlicher Meinung zu Recht darin gesehen, das sie Themen flächendeckend aufgreifen und durch kontinuierliche Berichterstattung zugleich temporal verstärken kann (vgl. Merten u. a. 1994, S. 192ff.).

3.2 Familienproblematik in Medien und öffentlicher Diskussion

Das in Werbespots propagierte Bild der Gesellschaft, das sich hauptsächlich aus Haushalten von Vater und/oder Mutter mit Kindern zusammensetzen würde, stimmt mit der sozialen Realität heute nicht mehr überein. Durch die Zunahme der älteren Ehen ohne Kinder im Haushalt, der Alleinstehenden im Alter und in der Postadoleszenz, der Kinderlosen Ehen, der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ohne Kinder sind von allen Haushalten in Deutschland nur noch ca. ein Drittel Familien-Haushalte im Sinne der Eltern- oder Mutter- bzw. Vater-Kind-Einheit. Dennoch haben ca. 80% der erwachsenen Bevölkerung, lebenslaufspezifisch betrachtet, irgendwann in ihrem Leben in dieser Lebensform gelebt. Auch aus diesem Grund, dass bei einer querschnittsmäßigen Be-

trachtung aller Haushalte die Familie in eine Minorität gerutscht ist, wird häufig in den Massenkommunikationsmitteln auf eine „Krise der Familie“, auf ihren Bedeutungsverlust geschlossen. Diese Aussage wäre bereits unter statistischer Sicht nicht haltbar, aber vor allem können statistische Angaben nicht als Beweis eines Bedeutungsverlustes herangezogen werden, da sie nicht die Individual-ebene betreffen und somit nicht als Motivanalyse interpretiert werden können.

Was tatsächlich stimmt, ist die Veränderung der subjektiven Bedeutung von Ehe und Familie. Dies belegen die Untersuchungsergebnisse, die sowohl auf qualitativen Erhebungsverfahren als auch auf repräsentativen Umfragen unter Verwendung von Präferenzskalen in Bezug auf verschiedene Lebensbereiche, von Zufriedenheitsindizes und von Listenvorgaben über familiäre Sinnzuschreibungen basieren (vgl. Nave-Herz 2006, S.71). So weisen viele empirische Erhebungen den hohen Spitzenplatz in der Rangliste nach, den die Familie im Vergleich zu anderen Lebensbereichen, wie Freunde und Beruf, bei allen Bevölkerungsgruppen einnimmt, gleichgültig, wie hoch das Berufs- und das Bildungsniveau der Befragten sind. Allein im Bezug auf das Alter sind etwas niedrigere Werte bei den unter 30-Jährigen gegeben (vgl. Habich; Noll, Zapf 1999; Weick 1999; Bundeszentrale für politische Bildung 2000: in Nave-Herz 2006, S. 72). Ferner ist auch ein hoher Zufriedenheitsgrad mit der Ehe und dem Familienleben aus vielen empirischen Untersuchungen zu entnehmen. Selbst bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist der Anteil hoch, der der Ehe und Familie eine besondere Bedeutung beimisst (vgl. Starke 1997; Bien 1996; Shell Studie 2002: in Nave-Herz 2006, S. 72f.). Dagegen wird die Ehe nicht mehr so stark verteidigt. Dennoch bleiben die Ehe und Familie für die Mehrzahl der Befragten die ideale Lebensform. Das gilt selbst für viele derjenigen, die zurzeit in einer anderen Lebensform leben. Nur 8% bevorzugen das Single-Dasein und 1% das Zusammenleben mit einem Kind (vgl. Noelle-Neumann, Köcher 2000: in Nave-Herz 2006, S. 73). Selbst die gestiegenen Scheidungszahlen weisen nicht auf einen Bedeutungsverlust oder Abneigung gegen Ehe und Familie hin, da die statistischen Daten keine Motivanalyse darstellen. Die Ergebnisse der empirischen Studien über die verursachenden Bedingungen von Ehescheidungen zeigen, dass die Instabilität der Ehe gerade wegen ihrer hohen subjektiven Bedeutung für den Einzelnen zugenommen und damit die Belastbarkeit für un-

harmonische Partnerbeziehungen abgenommen hat (vgl. Nave-Herz 2006, S. 74).

„Wir sterben aus!“ – diese These beschäftigte seit Anfang 2006 ganz Deutschland. Keine Zeitung, keine Talkshow ohne das Thema. Es hieß: die Deutschen bekommen zu wenige Kinder. Die Großfamilie von früher gibt es schon lange nicht mehr. Selbst die Kleinfamilien werden immer weniger. Nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs wurde diese Entwicklung aufgegriffen. Nachdem das Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung im März 2006 eine neue Datensammlung „Die demografische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen?“ veröffentlichte, in der die Durchschnittszahl der Kinder pro Frau 1,37 betrug, entflammte eine Diskussion über die kritische Lage der deutschen Bevölkerung. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* brachte folgende Aussage des Vorstandsvorsitzenden des Berlin Instituts: „der niedrigste Wert auf der Welt außer dem Vatikan“. Die *Bild* titelte „In 12 Generationen sind wir Deutschen ausgestorben“ und die *Süddeutsche Zeitung* schrieb auf der Frontseite des Feuilletons einfach nur ein apokalyptisches „Abwärts“. Mit diesen Titeln erwachte die Kritik an der von der *Zeit* so bezeichneten unangebrachten Hysterie: „Die Demografie ist einfach noch nicht so weit, sich mit handfesten Begründungen für den Geburtenrückgang in die Debatte einzumischen. Denn sie ist eine unterentwickelte Wissenschaft, gerade in Deutschland“. Die *Zeit* kritisierte somit, dass es sich bei den meisten präsentierten Ergebnissen um ungenaue Werte handelt. So zeigte sich, dass die Kinderzahl 2005 nach Angaben des Statistischen Bundesamtes eine vorläufige Schätzung ist. In zwei Punkten sind sich aber so gut wie alle Medien einig. Die Geburtenrate Deutschlands geht langfristig gesehen zurück und dieser Trend lässt sich kurzfristig nicht ändern. Damit kann die Pluralisierung der Lebensformen verknüpft werden, die auch hier im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Für die Familienpolitik bedeutet das nun Wege zu finden die Gründe und Auswirkungen dieses Prozesses zu analysieren und dieser Entwicklung entgegen zu wirken. Der Weg den Bundeskanzlerin Angela Merkel wählte, führte zu der Familienministerin Ursula von der Leyen. Kein anderes Kabinettsmitglied hat in der Zeit von den Medien so viel Aufmerksamkeit bekommen wie sie. Dies wurde unter anderem durch ihre umstrittenen Gesetzesentwürfe verursacht. So setzte die Ministerin beispielsweise

das Bundeselterngeldgesetz durch, das ab 1. Januar 2007 das Bundeserziehungsgeldgesetz ersetzt hat, welches besagt, dass der Vater mindestens zwei Monate in Vaterschaftsurlaub gehen muss, damit die volle finanzielle Unterstützung vom Staat gewährleistet wird (vgl. Rasch 2006, S. 15ff). „Das Elterngeld ist ein Gewinn für Kinder und Eltern. Es hilft, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen. Für viele junge Paare gibt es einen Grund weniger, den Wunsch nach einem Kind weiter aufzuschieben. Auch die Väter haben mit dem Elterngeld erstmals einen attraktiven Anreiz, sich aktiv in den ersten Lebensmonaten um die Betreuung des Kindes zu kümmern.“ schrieb die Familienministerin im Vorwort der *Elterngeld- und Elternzeit*-Broschüre vom BMFSFJ im Juli 2007 (Ursula von der Leyen: in BMFSFJ, *Elterngeld und Elternzeit* 2007, S. 3). Damit provozierte sie Widerspruch von vielen Seiten. Ursula von der Leyen sah sich mit ihren Plänen zum Elterngeld großer Kritik nicht nur von Verbänden und Vereinen ausgesetzt, auch aus den eigenen Reihen wurde Widerstand gegen ihr Vorhaben geleistet. So nennt der nordrhein-westfälische Familienminister Armin Laschet (CDU) das geplante Gesetz „unausgegoren und unsozial“. Es sei der falsche Weg, Alleinerziehende und unverheiratete Paare von den Zuschüssen auszuschließen. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers kritisiert, dass der Staat mit dem Elterngeld ein bestimmtes Familienbild vorgebe. Er hält das Elterngeld für verfassungswidrig und unsozial, weil der Staat damit zu sehr in das Selbstbestimmungsrecht des Bürgers eingreife. Auch der Berliner Erzbischof Georg Kardinal Sterzynski und führende katholische Verbände haben sich dafür ausgesprochen, Eltern eine Wahlmöglichkeit zwischen Elterngeld und Erziehungsgeld einzuräumen. Erst durch diese Wahlmöglichkeit könne man die befürchteten sozialen Benachteiligungen von Geringverdienern und Mehrkindfamilien durch das Elterngeld vermeiden. Das Elterngeld allein kann sicher keine grundsätzliche Veränderung in der Gesellschaft bewirken, stellt aber eine wichtige Voraussetzung gerade für junge Paare dar, sich überhaupt für das erste und weitere Kinder zu entscheiden. Für den Erfolg einer neuen Familienpolitik entscheidend wird jedoch sein, inwiefern es gelingen kann und wird, die neue Leistung mit anderen politischen Maßnahmen wie Kinderbetreuung und frühkindlicher Förderung sowie den Anforderungen einer modernen Arbeitswelt zu verbinden. Familienpolitik muss Müttern und Vätern eine Wahlfreiheit bei der Entscheidung für einen Lebensentwurf lassen und alle Fa-

milienmodelle ermöglichen, so das Urteil der Verbände. Dafür seien sowohl das Elterngeld als auch das Erziehungsgeld notwendig²¹

Auch 2009 baut die Bundesregierung ihre Unterstützung für Familien im kommenden Jahr weiter aus: erhöhtes Kindergeld, neue Steuervorteile für haushaltsnahe Dienstleistungen, Bundesförderung für mehr Tagesmütter und Kita-Personal. „Auch 2009 werden wir Familien in Deutschland ganz gezielt dort helfen, wo der Schuh am meisten drückt“, sagt die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Ursula von der Leyen. Mit dem Familienleistungsgesetz werden Familien mit Kindern daher ganz gezielt finanziell gefördert und steuerlich entlastet. Außerdem tritt das Kinderförderungsgesetz in Kraft. Es beschleunigt den Ausbau eines qualitativ hochwertigen Betreuungsangebotes und eröffnet so den Eltern echte Wahlmöglichkeiten. Ein neues Modellprogramm gibt wertvolle Impulse für generationenübergreifendes freiwilliges Engagement. Hinzu kommen die Großelternzeit zur Unterstützung von jungen Eltern bei der Betreuung ihrer Kinder und die deutliche Aufstockung des Programms *Schulverweigerung – Die 2. Chance*²².

Ursula von der Leyen erhebt den Anspruch, sie stehe für eine moderne Familienpolitik. Dass moderne Familienpolitik wirken kann, zeigt sich in Skandinavien. Dort hat eine solide demografische Debatte bereits vor 30 Jahren zu tief greifenden Veränderungen geführt. Die Zielsetzung war hier die Gleichberechtigung der Geschlechter. EU-weit werden Kinder im ersten Lebensjahr zu 90 Prozent von den Eltern betreut. Festzustellen ist, dass die nordeuropäischen Länder es geschafft haben, dass das Einkommen junger Paare, die sich gemeinsam für ein Kind entschieden haben und von denen einer zu Hause bleibt, nicht so drastisch sinkt wie in Deutschland. In Schweden ist durch die Einführung des Elterngeldes genau der Effekt eingetreten, den sich die Politik auch für Deutschland erhofft: Das Elterngeld beeinflusst das Geburtenverhalten. Die schwedische Familienpolitik ist vor allem gekennzeichnet durch ausgewiesene

²¹vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Programme/a_Leistungen_fuer_Familien/s_2072.html, verfügbar am 19.05.2009

²²vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Programme/a_Leistungen_fuer_Familien/s_3045.html, verfügbar am 20.05.2009

Großzügigkeit und eine hohe Flexibilität. Charakteristisch ist der allgemeingültige Ansatz, der sich dadurch auszeichnet, dass die gleichen Bestimmungen überall und für jeden in Schweden gelten, Regelungen und Leistungen sind unabhängig vom sozialen Status und Familienstand. Schweden koordiniert sein Bildungssystem geschickt und flexibel mit der Arbeitsmarktpolitik. Darüber hinaus wird in Schweden mit Nachdruck eine Gleichstellungspolitik und Frauenförderung betrieben. In Deutschland liegt der Akzent auf der Förderung und dem Schutz der Ehe. Leistungen richten sich in Schweden an das Individuum und nicht an das verheiratete Paar²³.

Dass in Deutschland die finanzielle Hilfe überhaupt an die Ehe gekoppelt ist, erschwert die Realisation des Kinderwunsches noch weiter. Das Rollenverständnis müsse aufgebrochen werden. Deutschland diskriminiert seine Frauen. Dieser Ansicht ist die *Zeit* (2006). Der Schritt zum liberalen Geschlechterverständnis falle hierzulande schwer. Tief sei das traditionelle Familienbild im deutschen Rechts-, Steuer- und Sozialsystem verankert. Der Schutz der ehelichen Familie stehe sogar im Grundgesetz. Die Frauenerwerbsquote ist in den letzten Jahren in Deutschland nur gestiegen, weil 1,8 Millionen Frauen in Teilzeit arbeiten. Tatsächlich hat die Zahl vollbeschäftigter Frauen seit 1991 um 1,6 Millionen abgenommen. Das lässt ahnen, dass es bei der Debatte um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht nur um Kindergartenplätze geht (vgl. Rasch 2006, S.16f).

Unter kulturvergleichender Perspektive wird noch deutlicher wie stark in dieser Beziehung das bürgerliche Familien- bzw. Mutterideal in Deutschland gegenüber anderen Ländern noch Gültigkeit besitzt, aber auch gewisse Ambivalenzen in der öffentlichen Meinung bereits abzulesen sind (vgl. Nave-Herz 2006, S. 74f.).

Je besser die Ausbildung der Frauen und Männer ist, desto seltener entscheiden sie sich für Kinder. Das Elterngeld soll, ausgestaltet als Einkommensersatz, zusätzlich mit einer Väterkomponente verbunden werden und diesem Trend

²³vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Programme/a_Leistungen_fuer_Familien/s_2072.html, verfügbar am 22.05.2009

entgegenwirken, meint Daniel Dettling, Jurist und Politikwissenschaftler, in seinem Beitrag im Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). Wie Angela Merkel in ihrer Regierungserklärung vom 30.11.2005 klar herausstellte, müssen sich auch Betriebe in der Pflicht sehen, die Väter zeitweise freizustellen, und zwar, wo immer das möglich ist, ohne berufliche Nachteile. Frau Merkel bezeichnete dies als sanften, aber unumgänglichen Druck. Ziel ist es daher auch, das Modell des „männlichen Brotverdieners“ hin zu einem Modell der „dualen Erwerbstätigkeit“ zu transformieren. Der Mangel an Kindern aus Gründen der Unvereinbarkeit von Beruf und Familie gilt als eines der schwerwiegendsten Probleme in Deutschland und rückt zunehmend in den Fokus der öffentlichen Diskussion. Die familienpolitische Debatte um das neue Elterngeld dreht sich jedoch nicht nur um finanzielle Erneuerungen, vielmehr steht auch ein gesellschaftlicher und kultureller Richtungswechsel im Vordergrund. Noch immer verdienen Männer in der Regel durchschnittlich mehr als Frauen. Kann oder will die Familie auf dieses Einkommen nicht verzichten, übernimmt die Frau die unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit. Traditionelle Rollenvorstellungen werden so verfestigt, obwohl sie den Interessen der Beteiligten immer weniger entsprechen. Männer sind mit der Rolle des alleinigen Ernährers vor dem Hintergrund wechselhafter Erwerbsbiographien zunehmend überfordert. Frauen wollen auf die Entfaltung im Beruf nicht mehr verzichten. Vorhandene Kinderwünsche werden dann nicht mehr realisiert. Das Elterngeld soll diesen Zusammenhang unterbrechen, indem es erstmals auch dem besserverdienenden Partner eine Elternzeit ermöglicht. Umfragen zufolge genießt das Elterngeld hohe Zustimmung in der Bevölkerung und bei Unternehmen²⁴.

Die ersten Erfahrungen mit dem Elterngeld für das erste Jahr des Elterngeldes zeigten folgende Tendenzen: der Anteil der Väter, deren Antrag auf Elterngeld bewilligt worden ist, lag mit 10,5% dreimal so hoch wie die Inanspruchnahme der alten Elternzeit (3,5%) durch Väter. Im Laufe des Jahres 2007 stieg die Beteiligung der Väter am Elterngeld von 6,9% im ersten Quartal auf 12,4% im letzten Quartal. Allerdings spiegeln sich in der Dauer der Inanspruchnahme des Elterngeldes klare Geschlechterstereotypen: so nahmen 60% der Väter Elterngeld für zwei Monate, 18% für 12 Monate. Bei den Frauen nahmen 87% 12 Mo-

²⁴ vgl. ebd., verfügbar am 22.05.2009

nate und unter 1% zwei Monate. Knapp 22% der Väter bekam den Mindestbetrag von 300 Euro, bei den Müttern liegt dieser Anteil bei 30%. 12,5% der Väter bekamen den Höchstbetrag von 1.800 Euro, bei den Müttern liegt dieser Anteil bei 5,6%. 60% der Frauen bekommen maximal 500 Euro pro Monat, dagegen 30% der Männer.

Das bedeutet also, dass einerseits die Zahl der Männer, die Elternzeit in Anspruch nehmen, stetig zunimmt, andererseits wird Elterngeld überwiegend von Frauen genommen. Frauen nehmen auch deutlich länger Elternzeit und erhalten im Durchschnitt deutlich weniger Elterngeld. Damit bestätigt sich in der Praxis, dass es eine deutliche Veränderung und Öffnung von Rollenbildern gibt, ohne dass sich die tradierten Rollenverteilungen innerhalb der Familie ihre dominante Stellung verloren haben (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 7).

Der Familiensoziologe Johannes Huinink äußert sich in der *Zeit* (2006) wie folgt: „Eine Retraditionalisierung der Familie und der Geschlechter ist ausgeschlossen. Jeder Ansatz, der das beschwört, muss scheitern“. Ganz anderer Meinung ist der amerikanische Autor Philip Longman. Er stellt in einem *SPIEGEL*-Interview (2006) die These auf, dass sich die konservativen, religiösen Werte auf Dauer gegen die weltliche Kleinfamilie durchsetzen. Er bezeichnet das Patriarchat als Lebensform, die sich perfekt dazu eignet, in einer Gesellschaft des zusammenbrechenden Sozialstaates zu überleben.

In dem Buch (2006) von Frank Schirrmacher wird gewarnt: unserer Gemeinschaft geht der Zusammenhalt verloren, belastbare soziale Beziehungen werden zum knappen Gut, zu einem „Minimum“. Denn uneigennützig für einander einzustehen, lernen Menschen fast ausschließlich innerhalb der klassischen Familie, unter Geschwistern und engen Verwandten (vgl. Rasch 2006, S. 17). In diesem Sinne spricht Rosemarie Nave-Herz in ihrem Buch *Ehe und Familiensoziologie* von 2006 von Kooperations- und Solidaritätsbeziehung, die ein konstitutives Merkmal von Familie ist. Allerdings meint sie entgegen den Vermutungen der Medien – dass die Familie in Deutschland im Zuge des Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesses kaum noch ein Solidaritätsverband wäre – dass alle vorhandenen empirischen Befunde, die schon im Punkt 1.3.1

aufgeführt wurden, dieser These widersprechen. Auch die quantitativ zunehmende Kinderlosigkeit ist nicht als eine Abkehr von der Familiengründungsbereitschaft zu interpretieren. Nach jugendsoziologischen Untersuchungen hat der Kinderwunsch auf der subjektiven Ebene der Lebensplanung seinen Stellenwert kaum eingebüßt. Diese Erhebungen belegen zwar eine gestiegene Skepsis gegenüber der Ehe, doch der Wunsch nach späteren Kindern wird weiterhin bejaht (vgl. Shell Jugendstudie 2002: in Nave-Herz 2006, S. 74). Auch Untersuchungen über kinderlose Paare zeigen, dass diese Ehepaare sehr wohl mit ihrer Eheschließung auch den Wunsch nach gemeinsamen Kindern verbinden. Die Einlösung des Kinderwunsches wird überwiegend wegen der Vereinbarkeitsproblematik von Kindern und Beruf verschoben, vor allem wegen der hohen Berufsorientierung der kinderlosen Frauen. Gleichzeitig ist bei diesen häufig eine Mutterrollevorstellung gegeben, die dem bürgerlichen Modell entspricht (d.h. wenn sie Mutter werden würden, dann wollten sie sich auch völlig um das Kind kümmern, also den Beruf aufgeben). Diese nicht zu vereinbarenden Wertorientierungen führen zu irrationalen Konflikten und bewirken den Aufschub des Kinderwunsches, bis es auf einmal durch den biologischen Ablauf zu spät ist. Es muss erkannt werden, dass sich Ungleichzeitigkeiten im sozialen Wandel zweier gesellschaftlicher Bereiche nun auf der individuellen Handlungsebene in Form von irrationalen Konflikten widerspiegeln: der Schul- und Berufsbereich hat sich für Frauen verändert und damit auch ihre Berufsorientierung, nicht aber der Familienbereich. Die zunehmende Kinderlosigkeit in Deutschland ist also auch als Ausdruck dieses Spannungsverhältnisses in unserer Gesellschaft zu interpretieren (vgl. Nave-Herz 2006, S. 75).

Einen weiteren, interessanten Aspekt zu der aktuellen Debatte um die Gründe und das Verstärken der Kinderlosigkeit zeigt die *Süddeutsche* (2006) auf. Sie behandelt den Zusammenhang zwischen vorgelebten Familienbildern im Fernsehen und welche Auswirkung dies eventuell auf die tatsächliche Familiengestaltung haben könnte. In einer Studie über das Bild der Familie im Fernsehen schreibt das Grimme-Institut, dass eine TV-Geburtenrate von 0,48 Kindern pro Frau und 0,6 pro Mann das Filmleben der Primetime zur kinderfreien Zone macht und potenziert den demographischen Niedergang des „wahren Lebens“ auf dem Schirm ins geradezu Apokalyptische.

Die Normalität im Fernsehen ist ein Leben ohne Kinder. Wenn jedoch Familie im Fernsehen thematisiert wird, dann zumeist in der Werbung oder im so genannten „Reality-TV“. In der Werbung wird dann die perfekte Familie von heute gezeigt. Die Werbung läuft aber den gesellschaftlichen Entwicklungen etwas hinterher. So passt sie sich erst jetzt den schon seit längerem bestehenden Gegebenheiten an, die die Familienentwicklung betreffen. Die Werbung wird authentischer und nutzt immer weniger alte Klischees. Die klassische Konstellation – Vater, Mutter, Kind und Hund – ist derzeit nicht überrepräsentiert, aber klassische Familienwerte wie Solidarität, Fürsorge und Verständnis werden in den unterschiedlichsten Schattierungen inszeniert (vgl. Rasch 2006, S.17f).

Gleichzeitig haben Alltagsprobleme im Bezug auf Familie und Erziehung im Reality-TV derzeit Konjunktur. Allen voran versorgen *Super-Nanny* (RTL) und *Super-Mamas* (RTL 2) die Fernsehnation mit schnell erfassbarem Know-how in Sachen Kindererziehung. Die Quoten v. a. von *Super-Nanny* sind durchgängig beachtlich. Fünf Millionen begleiteten den Start im September 2004, die Anfang Mai 2005 ausgestrahlte Folge brachte es auf 4,3 Millionen, was gut 15% der zur entsprechenden Zeit fernsehenden Menschen ausmachte und damit eine Steigerung der Zuwendung bedeutet. Auffällig ist bei beiden Sendungen der hohe Anteil von Kindern, die sich die Erziehung ihrer Generation ansehen. Am 4.5.2005 versammelte *Super-Nanny* 19% der 3- bis 13-Jährigen. Der hohe Kinderanteil könnte bedeuten, dass Eltern ihre Kinder zur Warnung mit diesen Sendungen konfrontieren nach dem Motto „wenn du nicht gehorchst, kommt die 'Super Nanny' ". Die anderen Sendungen, die Familie und Kindererziehung im Stil des Affektfernsehens thematisieren, wie z.B. *We are family* (PRO 7) oder die Variante für werdende Eltern *Mein Baby* (RTL) sind was die Zahl der Zuschauer angeht rückläufig. Als Orientierungsvorlagen für Familienleben und familiäre Konfliktbewältigung gut verwertbar sind außerdem die Sendungen *Frauentausch* (RTL 2), *Familiengericht* (RTL) und unter dem Fokus, Gefahrenvermeidung in Haushalt und Kinderalltag immer wieder auch *Notruf* (RTL) sowie zahlreiche Beiträge der diversen Boulevardmagazine. Jenseits des Affektfernsehens wird das Bedürfnis von Eltern nach Orientierung und Rat in Bezug auf Kindererziehung und Familienalltag mit Ratgebersendungen v. a. in den Dritten

Programmen bedient. Beispiele sind *Service Familie* (HR), *Servicezeit: Familie* (WDR), die *Elternsprechstunde* (BR) oder einzelne Dokumentationen, z.B. aus der Reihe *37°* (ZDF). Hier werden einschlägige Themen ohne Effekthascherei, dafür mit Respekt vor den involvierten Menschen behandelt.

Die Zuwendung zu Fernsehsendungen, die Erziehung thematisieren, offenbart einen Bedarf an Hilfe und Beratung und sie verweist auf die Erwartung, die Medien dafür nutzbar machen zu können, denn Medien wichtige Informations- und Orientierungsquellen sind. Das gilt in besonderem Maße für das Fernsehen, in jedem Haushalt zu finden, für viele die Hauptquelle, um sich über die Welt und das Leben außerhalb ihres unmittelbaren Erfahrungshorizonts Kenntnis und Meinung zu verschaffen. Was aber bedeutet es, wenn ein so wichtiges Medium wie das Fernsehen die Ratgeberfunktion in Sachen Erziehung mit Angeboten wie der *Super-Nanny* befriedigt? Solche „Lebenshilfe“-Formate sind im deutschen Fernsehen inzwischen solide Quotenbringer. Das wird besonders von den privaten Fernsehsendern genutzt, denn sie sind abhängig von Werbeeinnahmen, die nur durch den Verkauf von möglichst quotenstarker Werbezeit erzielt werden können. Offiziell geben die Sender selbst jedoch andere Motive für die Ausstrahlung bestimmter Formate an: „RTL will mit diesem Format einerseits den betroffenen Familien eine Hilfestellung bieten, andererseits aber auch dem Zuschauer anhand von unterschiedlichen Fällen Lösungsansätze für Probleme in der eigenen Familie aufzeigen.“²⁵ Dieser Anspruch wird vehement in Frage gestellt. Verbände wie der Deutsche Kinderschutzbund, der Paritätische Wohlfahrtsverband, die deutsche Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie haben Stellungnahmen gegen die Sendung veröffentlicht. Fachleute aus Pädagogik, Psychologie, Erziehungsberatung, Kinder- und Familientherapie verwahren sich gegen das Bild, das der Öffentlichkeit hier von Erziehungsprozessen sowie von pädagogischen und therapeutischen Tätigkeitsfeldern vermittelt wird. Die Argumente gegen Formate wie die *Super-Nanny* sind zahlreich und vielfältig. Drei Aspekte sind besonders gravierend: Kinder werden vorgeführt; Familien werden diskriminiert; die Erziehung reduziert sich

²⁵ vgl. www.rtl.de/ratgeber/familie, 20.6.2005: in http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Erziehungsfragen/s_1853.html, verfügbar am 3.06.2009

auf Dressur und Gehorsam. Die Hauptideologien der Erziehung, die *Super-Nanny* postuliert, sind Regeln und Konsequenz. Ihr Regelwerk ist auch zum Download auf www.rtl.de angeboten.

Doch was können solche Sendungen wie *Super-Nanny* anrichten? Auf der einen Seite hat die öffentliche Preisgabe des Privatlebens vor der Fernsehnation immer individuelle Folgen für die Betroffenen, im Fall von *Super-Nanny* für die zur Schau gestellten Kinder, die Eltern und das weitere familiäre Umfeld. Für sie ist eine langfristig wirksame Stigmatisierung in Betracht zu ziehen. Denn das öffentlich gemachte Familienleben und Verhalten der Familienmitglieder, die Stigmatisierung durch Kommentare und fernsehgerechte Dramatisierung - all das wurde nicht nur einem anonymen Publikum präsentiert, sondern auch im näheren und weiteren sozialen Umfeld verfolgt. Wie wird dem in Extremsituationen gezeigten Kind danach z.B. in Kindergarten und Schule begegnet? Wie wird es später, als Jugendlicher oder Erwachsener, auf seine öffentliche Zurschaustellung reagieren? Angesichts der Auswahl der Fälle, die von bildungsferner und sozial weniger privilegierten Milieus dominiert ist, ist nicht ohne weiteres davon auszugehen, dass die Eltern sich mit solchen Fragen ausreichend auseinander gesetzt haben. Auf der anderen Seite impliziert die Orientierungsfunktion des Fernsehens, dass solche Sendungen zur Verbreitung zweifelhafter medialer Vorgaben in realen Lebensvollzügen beitragen können. Im Fall von *Super-Nanny* betrifft das insbesondere Vorstellungen von Familienleben und Erziehung. Unter diesem Fokus ist erstens die Unterstützung vorurteilsbehafteter und verzerrter Vorstellungen in Bezug auf Familienleben und Erziehungsberatung bedenklich. Die präsentierten Fälle vermitteln ein Bild vom Alltag mit Kindern, das aufgrund der Extrembeispiele und der Einseitigkeit der Darstellung eigentlich nur abschreckend ist. Was dabei als Erziehungsberatung verkauft wird, ist schon unter zeitlichen Aspekten irrealistisch. Der zweite bedenkliche Aspekt resultiert aus dem Umgang mit Kindern. Kinder werden zur Schau gestellt und zu Objekten degradiert, über die eine Erwachsenenwelt verfügen kann, wenn nötig dürfen sie auch mit harten Mitteln "geformt" werden.

So problematisch Sendungen wie *Super-Nanny* sind, so sehr offenbart der Zuspruch, den sie finden, den Wunsch von Eltern nach Unterstützung bei ihren

Erziehungsaufgaben. Medien können im Prinzip dazu beitragen und sie bieten einige Vorteile. So kann das Fernsehen mit niedrigschwelligen Beratungsangeboten viele Menschen erreichen, sie informieren, ihr Problembewusstsein schärfen oder sie auf reale Hilfen aufmerksam machen. Es gibt gute Beispiele für diese Art von Beratungsfernsehen, v. a. in den öffentlich-rechtlichen Sendern, in Elternratgebern, Magazinen und einzelnen Dokumentationen. So widmet sich z.B. eine Sendung der *ZDF-Reihe 37°* dem Thema Erziehungsberatung (*Chaos im Kinderzimmer*, 26.4.2005). Auch hier werden verschiedene Fälle vorgestellt und die Erziehungsberaterinnen werden bei ihren Familienbesuchen begleitet, Eltern und Kinder sind präsent im Bild und mit Worten. Aber hier wird das für mediale Beratung entscheidende Kriterium eingehalten, nämlich Kindern und Eltern mit Respekt zu begegnen, auf verbaler und auf audiovisueller Ebene. Zudem wird ein realistisches Bild vermittelt, so wird etwa betont, dass Veränderungen in der Familie nur langfristig zu erwarten sind, und es wird eine Beratungspraxis gezeigt, die darauf ausgerichtet ist, die Interaktion zwischen Eltern und Kindern zu befördern, Erklärungen für Schwierigkeiten zu finden und gegenseitiges Verständnis zu unterstützen. Die Aussage einer Erziehungsberaterin, dass Konsequenz in der Erziehung nicht alles ist, es geht auch um Einfühlungsvermögen, verdeutlicht den Unterschied zur *Super-Nanny*: Solche Sendungen gehen sensibel mit bedrückenden Problemen um und sie können genau deshalb Eltern Mut machen, sich bei familiären Schwierigkeiten professionelle Hilfe zu holen. Ein weiterer Vorteil ist die Anonymität, in der Ratsuchende bleiben können, wenn sie auf medialen Wegen Hilfe suchen. Insbesondere die Möglichkeiten des Internets gehen dabei über die Grenzen der Massenmedien hinaus. Das Internet bietet allgemeinen Zugang zu verschiedenartigen Beratungsthemen sowie einen niedrigschwelligen, zeitunabhängig und unmittelbar zu realisierenden Zugang zur Beratung. Es erlaubt individuelle Hilfe via Email oder im Zwei-Personen-Chat oder den Austausch von Betroffenen über Gruppenchats und thematische Foren. Diese Möglichkeiten werden von einschlägigen Verbänden und Institutionen genutzt und kontinuierlich ausgebaut. Exemplarisch sei auf die Angebote der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. verwiesen, z.B. die www.bke-elternberatung.de. Ein wichtiges Prinzip ist, dass Internetberatung im Verbund mit einem real existierenden Beratungssystem erfolgt, dieses nicht ersetzt, sondern ergänzt. Damit ist der

Wechsel von medialer zu realer Beratung zu gewährleisten. Denn Beratung auf medialem Weg hat Grenzen und diese müssen für die Ratsuchenden transparent gehalten werden²⁶

3.3 Mütter und Väter und deren Rollenbilder in deutschen Medien

Untrennbar mit der heutigen Gesellschaft verbunden ist die Nutzung des breiten medialen Angebotes. Schon jetzt kämpfen in Deutschland rund 60 TV-Sender, über 300 Radiostationen, mehr als 400 Zeitungen und rund 610 Zeitschriften um die Gunst des Verbrauchers. Hinzu kommen zahlreiche neue Medien. Seit 2005 sind 55 Prozent der Bevölkerung online. Laut einer 2005 durchgeführten Untersuchung von SevenOne Media verbringen die deutschen Bürger zwischen 14 und 49 Jahren circa 8 Stunden täglich mit der Nutzung unterschiedlicher Medien. Doch wie sind die Rollenbilder von Müttern und Vätern in den deutschen Medien dargestellt und welchen Einfluss haben dort präsente Leitbilder auf die Nutzer und ihre Vorstellungen? (vgl. Rasch 2006, S. 18)

Das EU-Parlament hat Anfang September 2008 beschlossen, traditionelle Geschlechterbilder wie Darstellungen von Hausfrauen in der Fernsehwerbung künftig zu verbieten. Zeitgleich beschließt das EU-Parlament, den 22. Februar europaweit als „Internationalen Tag für gleiches Entgelt“ einzuführen. Es scheint also, dass das EU-Parlament einen Zusammenhang zwischen medialen Inszenierungen und Geschlechterungleichheiten sieht, der entsprechender Regulierungen bedarf. Hiermit wird den Medien ein Einfluss auf Geschlechterverhältnisse unterstellt (vgl. BZgA Forum 3-2008, S.7).

3.3.1 Neue Mutterbilder – alte Ungleichheiten

Trotz gesellschaftlicher Modernisierung sind in den Medien verschiedene Mutterbilder der Mutterschaft vertreten. Da gibt es z. B. den Gegenentwurf zum traditionellen Stereotyp der idealen Mutter des „frühen“ Feminismus der 70er Jah-

²⁶ vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Erziehungsfragen/s_1853.html, verfügbar am 3.06.2009

re. Dieses Idealbild der erwerbstätigen, erfolgreichen, finanziell unabhängigen Frau wird heute vor allem durch Frauenmagazine weiter verbreitet. In ihnen findet man überwiegend Reportagen und Fotos von gut gekleideten, perfekt gestylten Frauen, die sexuell attraktiv und glücklich wirken. Über Mutterschaft wird hingegen selten berichtet; Kinder tauchen kaum auf den Fotos auf. Vertreter/innen dieses Frauenbildes ignorieren, dass die meisten berufstätigen Frauen Tätigkeiten ausüben, die schlecht bezahlt sind, wenige Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung eröffnen und nur einen niedrigen sozialen Status mit sich bringen.

Des Weiteren gibt es auch das Bild der Supermutter. Dieses Idealbild wird ebenfalls von Medien verbreitet: Frauen sollen und könnten attraktive Sexualpartnerinnen, erfolgreiche Berufstätige, perfekte Hausfrauen und gute Mütter sein. Als „Beziehungsexpertinnen“ sichern sie eine befriedigende Partnerschaft mit ihrem Mann und entwicklungsfördernde Eltern-Kind-Beziehungen, ohne dass die eigene Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsintegration zu kurz kommen. Und trotz ihrer Vollerwerbstätigkeit erbringen sie einen enormen Aufwand an Zeit und Energie für die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder. Hays (1998) fasst das Leitbild der Supermutter etwas überspitzt zusammen: mühelos schafft sie den Spagat zwischen Heim und Arbeit. Diese Mutter kann mit der einen Hand einen Kinderwagen schieben und mit der anderen die Aktentasche tragen. Sie ist immer gut frisiert, ihre Strumpfhosen haben nie Laufmaschen, ihr Kostüm ist stets frei von Knitterfalten, und ihr Heim ist natürlich blitzsauber. Ihre Kinder sind makellos: Sie haben gute Manieren, sind aber nicht passiv, sondern putzmunter und strotzen vor Selbstbewusstsein.

Es ist offensichtlich, dass dieses Leitbild mit einer enormen Überforderung von Frauen verbunden ist – mit Mehrfachbelastung, Zeitdruck und Stress. Viele scheitern an dem Versuch, sowohl Mutter als auch Karrierefrau und Idealpartnerin zu sein, und erleben sich dann als minderwertige Versager. Obwohl sie ihre Kinder intensiv betreuen, bleibt immer das schlechte Gewissen, ob sie diese aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit nicht doch etwas vernachlässigen. Zugleich wird bei diesem Frauenbild die Notwendigkeit von Veränderungen in Familie, Wirtschaft und Gesellschaft ignoriert – z. B. sollten sich analog die Ehemann-

und Vaterrolle ändern, müsste die Vereinbarkeit von Familie und Beruf sichergestellt werden, sind adäquate Kinderbetreuungsangebote notwendig²⁷.

Stark vertreten sind neben immer präsenten alten Mustern mediale Inszenierungen „neuer“ Mütterlichkeit im Fernsehen. So ist z. B. Helga Beimer aus der *Lindenstraße*, die noch so sehr erfolgreiche Reisekauffrau sein kann, doch ihre Rolle ist geprägt von ihren übergriffigen Fürsorgepraktiken gegenüber ihren Kindern, Enkelin und Ehemännern. Ihre Berufsrückkehr erfolgte entsprechend spät, nachdem ihre Kinder das Elternhaus verlassen haben. Dagegen bietet Lorelai Gilmore aus der in Deutschland bemerkenswert erfolgreichen US-Serie *Gilmore Girls* neue Identifikationsmöglichkeiten. Sie ist allein erziehend und ununterbrochen erwerbstätig, orientiert an beruflichen Aufstieg und bereit zu abendlicher Weiterbildung. Ihr Outfit und Auftreten sind modern bis flippig, was sicher dazu beiträgt, dass die Figur der Lorelai Gilmore zu einem neuen Mutterideal geworden ist. Bemerkenswert ist, dass die äußerst konservativen Ansichten der Figur Lorelai zu Sexualität, Moral und Familienzusammenhalt weder ihrem Bild einer unkonventionellen Mutter noch ihrer Popularität im Wege stehen. Oder passt genau dies in das Zeitbild eines „konservativen Feminismus“, wie er auch von Ursula von der Leyen vertreten wird, fragt sich Dr. Barbara Thiessen, die als Grundsatzreferentin für Familienpolitik am Deutschen Jugendinstitut e. V. tätig ist. Denn unbestritten hat die Familienministerin wesentlich dazu beigetragen, dass auch die Konservativen in Deutschland ihr Familienbild der Realität annähern. Die CDU definiert Familie nun als überall dort existent, „wo Eltern für Kinder und Kinder für Eltern dauerhaft Verantwortung tragen“ (www.grundsatzprogramm.cdu.de : in BZgA Forum 3-2008, S. 9). Das schließt z. B. Gleichgeschlechtliche Paare, Unverheiratete oder allein erziehende Mütter und Väter nicht mehr aus. Gleichzeitig versucht die Familienpolitik die Rahmenbedingungen für eine Erwerbstätigkeit von Müttern zu verbessern. Damit wird auch das Ziel angestrebt, Kinder bildungsferner Schichten zu fördern.

Im Nachmittagsfernsehen kann in Daily-Talkshows die Diskussion um „richtige“ Mutterschaft in emotional aufgeladener Form verfolgt werden. Auffällig ist, dass

²⁷ vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_112.html,
verfügbar am 7.06.2009

in diesen Shows, so ein Beispiel aus der Oliver Geissen-Show auf RTL II in der Woche vom 30. Juli bis 3. August 2007, unter Titeln wie „Unterhaltsvorschuss – von wem sind meine Kinder?“ oder „Schwanger trotz Pille – warum kannst du nicht richtig verhüten?“ das Recht auf Kinder diskutiert wird, denn die Meinung ist „wer seinen Kindern nichts bieten kann, der darf sie auch nicht kriegen“. Allerdings werden mit „nichts“ nicht Liebe und Geborgenheit gemeint, sondern gesicherte ökonomische Verhältnisse, eine gute Ausbildung und materielle Teilhabe seitens der Eltern. Perfide sind entsprechende Inszenierungen in solchen Formaten vor allem dadurch, dass es überwiegend deutlich benachteiligte Menschen sind, die in individualisierender Weise für ihre Lebenssituation verantwortlich gemacht werden. Junge Mütter aus bildungsfernen Schichten, die erwerbslos oder prekär beschäftigt sind, werden durch Publikum und Moderation für ihr eigenes Schicksal schuldig gemacht, immer mit dem moralisch gutem Rat bedacht, sich um sich zu kümmern, um den eigenen Kindern etwas bieten zu können. Nur so, das heißt erwerbstätig, eigenverantwortlich und ohne „dem Staat auf der Tasche zu liegen“, könne man eine gute Mutter sein.

Die traditionelle Geschlechterordnung ist offensichtlich auch in den Medien in Bewegung geraten. Es scheint, dass gegenwärtig ein neues Leitbild von Mutterschaft verhandelt wird: die „gute“ Mutter ist demnach nicht mehr die Hausfrau und Gattin, sondern die erwerbstätige Mutter, die ihre Kinder fördert, anregt und sie auch, nicht nur im Trennungsfall, versorgen kann. Doch es gibt auch andere Bilder, die nicht diesem Leitbild entsprechen. Die Neuverhandlung des Konzeptes von Mütterlichkeit macht auch die De- und Neuregulierung sozialer Ungleichheit sichtbar. Lautstark und unübersehbar sind die medialen Verhandlungen der verunsichernden Veränderungen des Bildes von Mutterschaft sowie des Wertes von Kindern. Dagegen verschwinden die neuen sozialen Disparitäten am Arbeitsplatz aus dem Blick. Für die Durchsetzung von Geschlechtergleichheit scheint es aus der Sicht von Barbara Thiessen nicht auszureichen, wenn nur die Weitertradierung des Bildes der Hausfrau untersagt wird, wie dies das EU-Parlament fördert. Vielmehr müssen Rahmenbedingungen verändert werden, die die Ungleichverteilung der Familienarbeit zwischen Müttern und Vätern befestigen. Ebenso braucht familiäre Erziehungsarbeit ausreichende Ressourcen und Unterstützung.

Eine Herausforderung für die Medien wäre deshalb, den mütterlichen Alltag jenseits von Versagens- oder Heldinneninszenierungen einfangen zu können und dabei auch die gesellschaftlichen Bedingungen mit im Blick zu haben (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 7ff).

Eine Mutter wird in unserer Gesellschaft auch in Medien mit mehreren Mutterbildern konfrontiert, die widersprüchlich sind und miteinander konkurrieren. Sie hat somit einerseits die Wahlfreiheit, kann sich also für das eine oder andere Ideal entscheiden, ohne mit irgendwelchen größeren gesellschaftlichen Sanktionen rechnen zu müssen. Andererseits kann diese Situation zu Desorientierung, Verunsicherung und Ambivalenz führen: Die Frau mag es als sehr schwierig erleben, eine eigene Mutteridentität zu entwickeln. Aber auch wenn eine Mutter sich unbewusst an einem bestimmten Leitbild orientiert, muss sie mit Problemen rechnen: mit Problemen wie Isolation und einem niedrigen sozialen Status als Hausfrau, wie Überforderung als Erziehende oder wie Mehrfachbelastung und Stress als Erwerbstätige. Es ist offensichtlich, dass das Befolgen eines jener Leitbilder mit ganz spezifischen Chancen und Schwierigkeiten verbunden ist. Und immer bleibt das Gefühl der Unzulänglichkeit – dass man irgendetwas hinsichtlich der eigenen Individuation, der Partnerschaft oder der Kindererziehung versäumt, weil man sich für ein bestimmtes Mutterbild entschieden hat²⁸.

3.3.2 Zwischen Väterlichkeit und Männlichkeitsideal

Manche Wissenschaftler wie beispielsweise die Niederländerin Trudie Knijn sehen die Vaterschaft am Ende des 20. Jahrhunderts in einer umfassenden Krise. Zurzeit wüßten viele Männer einfach nicht, was von ihnen als Väter erwartet wird. Die Vaterrolle sei nicht mehr selbstverständlich. Als Mann müsse man sich bewußt dafür entscheiden, ob man Vater werden und wie man die Vaterrolle ausüben wolle. Viele prominente und unbekannte Männer ließen sich gerne als Vater fotografieren, schoben stolz den Kinderwagen oder trugen ihr

²⁸ vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_112.html, verfügbar am 14.06.2009.

Baby eng am Körper. Trudie Knijn spricht vom „Coming-out“ des Vaters, der als engagierter Vater erkannt werden wolle. Man könne solche Phänomene als eine Verteidigung der Vaterschaft interpretieren, was gleichzeitig bedeute, daß die „Selbstverständlichkeit der traditionellen Vaterschaft nicht mehr existiert“²⁹.

Viele Väter suchten sozusagen erst nach ihrer neuen pädagogischen Rolle und seien verunsichert. Manche Väter hätten die neue pädagogische Rolle bereits gefunden, indem sie Spiel- und Freizeitkamerad ihrer Kinder geworden seien. Auch die Versorgung und Betreuung gehöre manchmal zu den neuen pädagogischen Aufgaben dieser Väter, wobei hier noch Ambivalenz und Unsicherheit herrschten, da aktive Vaterschaft noch immer nicht zu „echter Männlichkeit“ passe³⁰.

Wenn man aktuelle Pressebeiträge, Magazine und Zeitschriften betrachtet, lässt sich feststellen, dass das Thema „Vaterschaft“ in den Print-Medien der letzten Jahre äußerst präsent ist, Tendenz steigend. Im Jahre 2000 erschien ein Themenheft der links-intellektuellen Zeitschrift *Kursbuch* mit dem Titel „Vater“, womit auf den Trend des wachsenden Interesses am Thema reagiert wurde. Seitdem kann von einer Popularisierung des Themas in den Medien gesprochen werden. So fand sich hin und wieder ein Artikel in der *Zeit*, etwa 2004 in der Zeit-Serie „Wie man in Deutschland lebt“ oder 2005 der Aufmacher „Vater ohne Rechte“ und die Zeitschrift *Fokus* im Sommer 2005 widmete dem Thema ein ganzes Heft mit dem Aufmacher „Bin ich ein guter Vater“. Dabei lässt sich eine Popularisierung des Themas beobachten von einem eher forschungsbezogenen Interesse in den 90er Jahren hin zu einer zunehmend medialen Präsenz. War das Thema zunächst in wissenschaftlich ausgerichteten Zeitschriften und Zeitungen wie *Die Zeit* und *Psychologie heute* so geht es immer weiter über in den populären Bereich hinein. Mittlerweile ist das Nachdenken über die

²⁹ Knijn 1995, S. 175: in

http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_378.html, verfügbar am 14.06.2009

³⁰ vgl. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_378.html, verfügbar am 14.06.2009.

Vaterrolle bei *Focus* und life-style Magazinen angelangt, wie z. B. im Männer-Magazin *BestLife* 2005 veröffentlichte „10 neue Gebote für gute Väter“.

In den meisten von ihnen findet man Vorstellungen über Vaterschaft, die deutlich machen, dass das Vaterbild insgesamt wesentlich weniger normativ geprägt ist als das Mutterbild. Bei den Müttern spricht man im Zusammenhang mit einer wachsenden Anforderungsspirale inzwischen von „Semiprofessionalität“ der Mutterarbeit. Dagegen zeichnet sich das Vaterbild derzeit eher durch Suchbewegungen aus, wie ein verändertes Vaterbild jenseits der traditionellen Ernährerrolle aussehen könnte.

Oft gibt es das Thema „Vaterschaft“ im Zusammenhang mit Beruf und Arbeitswelt, wobei den Vätern erklärt wird, wie sie gute Väter sein können. Auf der einen Seite wird eine Vaterrolle entworfen, die sich nicht an einer alltäglichen Fürsorgefunktion des Vaters orientiert, sondern eher am Vater als „Spielfreund“, der sich nach seinem anstrengenden Job noch etwas den Kindern widmet, aber vermutlich nicht morgens das Frühstück macht. Die zweite Variante der Vereinbarkeit von Vaterschaft und Beruf propagieren Artikel über Väter, in denen engagierte Vaterschaft als Alternative zur aufreibenden Karriereorientierung betrachtet wird. Bei der zweiten Variante sind die Berichte eingebettet in Prognosen über einen neuen Trend, der als ‚alternativer Neokonservatismus‘ bezeichnet wird. An diesen Zukunftsprognosen fällt auf, dass das Familienbild, das hier entworfen wird, sich mit engagierten Vätern präsentiert, die ein kritisches Verhältnis zur Karriereorientierung formulieren. Studien der Geschlechter- und der Familienforschung lassen die Verwirklichung dieses Entwurfs in einem größeren Ausmaß allerdings anzweifeln. Sie zeigen, dass die Gruppe der Väter, die sich auf Kosten von Erwerbsarbeit und Karrierechancen längerfristig sowohl für ihre Kinder als auch in der Hausarbeit engagieren, nach wie vor klein ist (vgl. Bereswill 2006, S. 120ff).

Die einschlägigen deutschen Forschungen und Daten zum Thema Engagement von Familienvätern (z.B. Fthenakis 1999, Fthenakis/Minsel 2001, Matzner 1998, Rosenkranz/Rost/Vaskovics 1998) verdeutlichten, dass väterliches Engagement im Sinne von Handeln in den Bereichen Kinderbetreuung und -erziehung

bezüglich der Anzahl der beteiligten Väter statistisch gesehen insgesamt stark zugenommen hat. Dabei muss man verschiedene Gruppen von Vätern mit verschieden ausgeprägtem Engagement und Vaterschaftskonzept unterscheiden.

In den letzten Jahren tauchte in der Diskussion verstärkt der Begriff des „neuen Vaters“ auf. Mit diesem verbindet man eine neue, positive Väterlichkeit, die sich deutlich vom altbekannten traditionellen Vater unterscheidet. Doch was versteht man genau unter einem neuen Vater? Manchmal werden damit vor allem diejenigen Väter gemeint, die zum primär betreuenden Vater oder zum allein verantwortlichen Vater werden; also die vergleichsweise kleine Zahl von Vätern im Erziehungsurlaub, von Hausmännern oder Alleinerziehenden³¹.

Auch im Fernsehen finden Väter viele Möglichkeiten zur Identifikation mit dem „neuen“ Vaterbild nur, dass es meistens Berühmtheiten und Prominente sind, den deutsche Väter ähnlich sein wollen. Wem auch sonst, wenn im realen Leben die Leitbilder fehlen und im Fernsehen keine auf Realität bezogene Bilder, im Sinne von durchschnittlichen „Normalentwurf“, präsent sind. Dort gibt es entweder Bilder von idealer Welt der Promis oder von Alltagsproblemen bildungsferner und sozial benachteiligter Familien. Kein Wunder, dass die modernen Männer das „bessere“ Beispiel als Orientierung wählen. In einem *Focus*-Artikel von 17.05.2007 fand ich den Beweis dafür: „Während die moderne Mutter den Spagat zwischen Küche, Kind und Job versucht, sieht sich der moderne Vater als Fels in der Brandung. Er ist der coole Typ mit der Harley in der Garage und dem Nachwuchs im Sozios. Ein verantwortungsbewusster Kümmerer, der Grenzen setzt, aber das Kind so lange wie möglich Kind sein lässt. George Clooney ist das neue Idol des modernen Vaters. Cool, männlich, graumeliert, technikbegeistert, erfolgreich und bewundert – so wollen sie sein, die deutschen Papis. Besonderen Wert legen sie auf Toleranz; auch die Meinungen anderer sollen gelten. Vor allem möchten die Männer aber im Zusammenspiel von Familie und Karriere die Möglichkeit haben, sich selbst zu verwirklichen: Spaß und Pflicht sollen zu einem großen, glücklichen Ganzen werden“³². Diesen Trend

³¹ vgl. ebd., verfügbar am 14.06.2009.

³² http://www.focus.de/schule/familie/modernes-vaterbild_aid_56501.html, verfügbar am 19.06.2009

erspürte das Marktforschungsinstitut Iconkids & Youth bei einer Diskussion mit Großstadtvätern, die das Väterbild in Werbespots unter die Lupe nahmen und kommentierten. Was das Institut ebenfalls aufdeckte: die Väter wünschen sich Kinder, die im Garten herumtollen und sich richtig schmutzig machen, das Badezimmer unter Wasser setzen und auf Bäume klettern. Nachwuchs, der zu allem Ja und Amen sagt und perfekt funktioniert – diese Kinder sind zumindest rein theoretisch nicht die Stammhalter, die sich „Daddy Cool“ vorstellt. Und um Themen wie gesunde Ernährung und gute Schulnoten soll sich gefälligst die Ehefrau kümmern. Der Großteil der befragten Männer gab an, dass ihnen die Vaterschaft einen völlig neuen Blickwinkel eröffnet habe. Die Väter sind stolz auf die Verantwortung, die sie mit einem Kind übertragen bekommen. Was dann allerdings Jahre später bitter aufstößt: Väter mit schulpflichtigen Kindern fühlen sich von Staat und Schule fremdbestimmt. Sie planen nur widerwillig den Familienurlaub ein Jahr im Voraus und richten sich ungern nach den Schulferien. Dennoch sind sich moderne Väter sicher: Vater sein ist toll!³³ Die Bebilderung dazu in Anlage 2.

Das Bild von dem „neuen“ Vater und als Vorbild für Väter präsentiert auch ein Artikel im *SPIEGEL ONLINE* am 25.04.2006: „Die zweijährige Leni hat einen prima Vater. Schon bevor sie auf die Welt kam, war er für sie da, begleitete ihre Mutter zur Schwangerschaftsgymnastik, hielt im Kreißsaal deren Hand. Nach Lenis Geburt schnitt der Vater die Nabelschnur durch. Später gab er dem Kind das Fläschchen, wechselte die Windeln, sang es in den Schlaf. All das tat der Mann, obwohl er wusste, dass Leni nicht sein leibliches Kind ist. Denn von Lenis Erzeuger, dem Formel-1-Chef Flavio Briatore, hatte sich ihre Mutter, das deutsche Fotomodel Heidi Klum, noch während der Schwangerschaft getrennt. Die Vaterrolle übernahm bereitwillig ihr neuer Partner, der britische Sänger Seal. Natürlich sagt Leni ‚Papa‘ zu ihm.“³⁴ Dem begeisterten Ersatzvater schlug nicht nur Hochachtung entgegen, sondern auch ein wenig Verwunderung. „Was ihn endgültig unwiderstehlich macht“, schrieb die *Bunte*, „ist die Liebe zu einem Kind, das nicht einmal sein eigenes ist“. Und der *Stern* hielt fest, dass die Toch-

³³ vgl. ebd.

³⁴ <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,411244,00.html>,
verfügbar am 21.06.2009

ter ihm kein bisschen ähnlich sehe; im Gegensatz zu dem dunkelhäutigen Sänger sei die kleine Leni nämlich „total weiß“.

Das evolutionäre Programm des Menschenvaters ist offensichtlich höchst flexibel. Wassilios Fthenakis hat in dem jüngst für das Bundesfamilienministerium erstellte Gutachten „Facetten der Vaterschaft“ nachgezeichnet, wie sehr sich ihr Bild allein in den vergangenen 300 Jahren gewandelt hat bis hin zum partnerschaftlichen „neuen Vater“ von heute. Und wäre ein Mann vor wenigen Jahrzehnten noch energisch des Zimmers verwiesen worden, hätte er die Geburt seines Kindes miterleben wollen, so wird heute eher jener als lieblos angesehen, der im Kreißsaal nicht dabei sein möchte. „Väter von heute: Sie finden es wunderbar, Kinder zu haben, und fühlen sich ihnen so nah wie nie zuvor“, so fasste die Zeitschrift *Eltern* im Dezember 2005 die Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage des Forsa-Instituts zusammen. Doch welche Rahmenbedingungen führen zu einer aktiven und fürsorglichen Vaterschaft, die erst in jüngerer Zeit zum Vorschein gekommen ist? Zu denen gehört, so die Redaktion vom *SPIEGEL ONLINE*, eine stabile und harmonische Zweierbeziehung ebenso wie die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit für Männer und ein ausreichendes Einkommen der Familie – am besten durch eine fortgesetzte Berufstätigkeit und Karriere der Mutter. In der Breite durchgesetzt hat sich ein partnerschaftliches Modell jedoch nicht. Vielerorts in Deutschland fehlt es an Betreuungseinrichtungen für die Kleinsten; ein Elternteil muss zu Hause bleiben. Das ist fast immer die Frau, weil sie meist weniger verdient als ihr Partner. Und so steckt der neue Vater von heute oft in einem Dilemma, wie Fthenakis festgestellt hat: Väter sehen sich in erster Linie als Erzieher, die offen sind für die Probleme ihrer Kinder und deren Selbstbewusstsein fördern wollen. Erst an zweiter Stelle steht das Vaterbild als Ernährer, der für das Familieneinkommen zuständig ist. Doch die zur Häuslichkeit gezwungenen jungen Mütter drängten häufig darauf, so der Forscher, dass sich nun der Vater beruflich stärker engagiert, damit die Familie finanziell abgesichert ist. Tatsächlich haben Studien ergeben, dass junge Män-

ner nach der Geburt des ersten Babys eher mehr Zeit im Büro verbringen als zuvor³⁵.

Allgemein lässt sich sagen, dass es zurzeit kein normativ verbindliches einheitliches Vaterbild zu geben scheint, an welchem sich Väter und auch Mütter orientieren könnten. Die gegenwärtig diskutierten und in den Medien propagierten Vaterbilder zeichnen sich oft durch polarisierte Einseitigkeiten aus.

4 Resümee und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Entwicklung der Rollenbilder von Müttern und Vätern in den letzten 15 Jahren in Deutschland sowie Wandel als auch Kontinuität aufzeigen. Vor dem Hintergrund einer Individualisierung von Biographien und der Pluralisierung von Lebens- und Familienformen sind Selbstverwirklichung und egalitäre Partnerschaft als biographisches Alltagslebensprogramm gegenüber traditionellen Rollenzuschreibungen im Vordringen. Die klassischen Hausfrau- und Alleinernährer-Modelle sind statistisch auf dem Rückmarsch.

Trotz dieses Wandels beharren die Steuer- und Transfersysteme sowie die Bildungs- und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen weiterhin auf einem traditionellen Familienbild: Ehegattensplitting, Minijobregelung, die kostenlose Mitversicherung der Ehefrau in der Krankenversicherung und die nach wie vor unzureichende Betreuungsstruktur für Kinder fördern Zuverdienstmodelle, die sich spätestens im Scheidungsfall sowie beim Eintritt in die Rente erheblich negativ auswirken und weibliche Armut begründen. Mütter bleiben also im Spannungsverhältnis zwischen der vollzeitigen Verfügbarkeit für die Kinder und der gleichzeitigen Anforderung, sich bei Bedarf selbst zu ernähren, um eine „gute Mutter“ sein zu können. Die steigende Erwerbsarbeit von Müttern fördert ihre Unabhängigkeit, trotz der häufig unzureichenden Entlohnung. Die Ernährerehe ist somit nicht länger Leitbild (vgl. BZgA Forum 3-2008, S. 7). Trotzdem werden im Un-

³⁵ vgl. <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,411244,00.html>, verfügbar am 21.06.2009

terbewusstsein der Menschen die traditionellen Rollenmuster im Bezug auf Frauen, besonders wenn es um Kinder geht, oft reflexartig aktiviert.

Bei Männern, und auch bei jungen Männern, spielen traditionelle Rollenbilder noch größere Rolle als bei Frauen. Ihre Lebensentwürfe orientieren sich mehrheitlich am klassischen Alleinernährermodell. Nur etwa 40% der jungen Männer teilen die Vorstellungen der Mehrheit ihrer Altersgenossinnen von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Klaus Hurrelmann, Mitautor der Shell Jugendstudie 2006, spricht in diesem Zusammenhang von der „40/80 Katastrophe“. Auch wenn diese Haltungen in den verschiedenen Milieus unterschiedlich ausfallen, bleibt festzuhalten, dass die verschiedenen Lebensentwürfe der Geschlechter die Partnersuche für beide Seiten schwieriger machen oder eine bestehende Partnerschaft gefährden (vgl. BZgA Forum 2-2008, S.4). Auch im Bereich der Verteilung der Haus- und Fürsorgearbeit hat sich nur wenig getan. Während z. B. Frauen inzwischen (2004) 45% der Erwerbsbevölkerung stellen, beträgt der Anteil der Väter an der Kinderbetreuung zwischen 5 und 10%. Und auch wenn die aktuellen Bemühungen, mithilfe von „Vatermonaten“ eine Veränderung anzustoßen, sicher interessante Aspekte haben, so können sie jedoch nichts daran ändern, dass die Versorgung von kleinen Kindern nach wie vor überwiegend eine Angelegenheit von Müttern ist (vgl. BZgA Forum 3-2008, S14).

Doch es gibt Veränderungen, wie es die Sinus-Milieus-Studie in Deutschland 2007 zeigt: neben traditionellen gibt es heute auch andere Rollenbilder bei Männern und bei Frauen. Lebensentwürfe sind nicht mehr endgültig vorgezeichnet. Sie sind geschlechts- und milieuabhängig und können sich im Laufe des Lebens verändern (vgl. BZgA Forum 2-2008, S. 5).

Eine weitere Folge der Modernisierung und der gesellschaftlichen Entwicklung ist der Wandel des Erziehungsstils und somit auch die Veränderung der Erziehungsrolle der Eltern. Allerdings ist dieser Wandel etwas problematisch. Die neue Wissensökonomie setzt nicht nur auf weibliche Beschäftigte, sondern allgemein auf qualifizierte Erwerbstätige, die in der Lage sind, sich stets neues Wissen anzueignen und sich immer wieder veränderten Arbeitskontexten anzupassen. Der Arbeitnehmertypus der Zukunft soll ebenso individuell, kreativ,

selbstlernfähig wie auch sozial kompetent und teamfähig sein. Dies stellt neue Anforderungen an Erziehung und Bildung. Da in Deutschland Bildungsprogramme erst verzögert in Kinderbetreuungseinrichtungen ankommen und die Ganztagschule nach wie vor nur modellhaft umgesetzt ist, bleibt ein Großteil des Bildungserwerbs eine familiäre Aufgabe. Das führt zu einer Überforderung mancher Eltern. Die von Wissensökonomie gefragten selbstständigen „Lernsubjekte“ können nicht in autoritären Erziehungsstrukturen gebildet werden. Tatsächlich kann in den letzten drei Jahrzehnten ein Wandel der Erziehungsstile festgestellt werden, der als „vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ beschrieben werden kann. Auch wenn dieser Wandel laut Shell Jugendstudien von der Mehrheit der Jugendlichen befürwortet wird, ist er hoch problematisch. Denn Verhandlungen bedeuten in diesem Sinne mehr Unsicherheit über das Austarieren von Erfahrungsräumen einerseits und Grenzen andererseits. Eine aktuelle Studie kommt zum Ergebnis, dass nur 7% der Eltern nie, dagegen 12% der Eltern immer oder häufig in Erziehungsfragen unsicher sind (vgl. Mühling, Smolka 2007: in BZgA Forum 3-2008, S. 8). Ein Beispiel dazu, um auch auf die notwendigen Fähigkeiten wie Selbstständigkeit und Teamfähigkeit, die ein konkurrenzfähiges Individuum in die moderne Arbeitswelt mit sich bringen muss, zurück zu kommen: manche Eltern verwechseln wünschenswerte Selbstständigkeit ihrer Kinder mit Selbstbestimmung im Sinne einer „mit dem Kopf durch die Wand“-Mentalität, indem sie ihnen keinerlei Regeln für ihr tägliches Verhalten an die Hand geben. Dadurch, dass die Eltern ihren Kindern von Beginn an zeigen, dass sie alle wichtigen Entscheidungen in ihrem Leben selbst treffen können, verwehren sie ihnen die Möglichkeit, Fremdbestimmung zu spüren und damit zu erlernen, was es bedeutet, in der Gruppe handeln zu müssen und somit teamfähig zu sein (vgl. Winterhoff 2008, S.30). Die gegenwärtige Debatte über Kindererziehung steckt in der Klemme: werden Kinder verhaltensauffällig, benehmen sie sich nicht, bricht sofort eine Diskussion los, die den Begriff der Erziehung einengt auf aktives, auf das Kind bezogenes Handeln des Erwachsenen. Dieser soll mit ganz bestimmten Mitteln erreichen können, dass ein Kind ein Fehlverhalten aufgibt (vgl. Winterhoff 2009, S 22f). Ein mediales Beispiel für eine solche auf die Erziehungsmaßnahmen reduzierte Auseinandersetzung mit der ganzen Problematik der kritischen Situation von Kindern und Jugendlichen sind Sendungen, wie *Super-Nannie*. Solche Sendungen verdeutlichen, dass die

Diskussionen über Erziehung meist irgendwann in fruchtlosen Debatten über das Für und Wider von autoritären oder antiautoritären Methoden und Erziehungsstile enden. Dabei werden wichtige Voraussetzungen wie funktionierende Eltern-Kind-Beziehung und diese beeinflussende gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die die Grundlage für gesunde Entwicklung der Kinder schaffen und dadurch die Erziehung, im Sinne pädagogischer Konzepte, erst möglich machen, aus der Sicht gelassen.

Es scheint so zu sein, dass die katastrophalen Bilder über den aktuellen Zustand im Bezug auf Kinder und Jugendliche, die uns die Medien tagtäglich vermitteln, auf ein tatsächlich in unserer Gesellschaft bestehendes Problem hindeuten. Denn auch „in Internetforen wie www.foraus.de klagen Verantwortliche für Ausbildung in unterschiedlichsten Betrieben ihr Leid im Umgang mit Azubis. (...) Die Kindliche Fehlentwicklungen schlagen im Verhalten der Jugendlichen als Auszubildende voll durch und sind die Hauptursache für das heutige beklagte Phänomen der fehlenden Ausbildungsfähigkeit der Schulabgänger.“(Winterhoff 2008, S. 49). Die Fehlentwicklung, mit medientauglichen Spitzen wie Amokläufen als weithin sichtbare Garnierung, steht im Mittelpunkt der gegenwärtigen Diskussion. Doch Winterhoff meint dazu, dass der Schlüssel zu einem großen Teil unserer gesellschaftlichen Probleme in der erheblichen Defiziten in der Gesellschaft handelnden Personen liegt (vgl. Winterhoff 2008, S. 26). Die Gesellschaft glaubt immer noch ein Gefühl dafür zu haben, was „normal“ ist, wie sich gesund entwickelte Menschen, und damit auch Eltern, Kinder und Jugendliche verhalten. Ein Blick auf die aktuelle Lage zeigt, dass es sich hier um einen Irrglauben handelt. Wenn man die Entwicklung der letzten Jahre genauer anschaut, wird es deutlich, dass unsere Gesellschaft mit einer massiven Verschiebung aller Maßstäbe zu tun hat, die an der Entwicklung von Menschen anlegen. Was normal und was nicht, unterliegt einem ständigen Beurteilungswandel. Das Fatale daran ist, dass wir es hier mit einer stetigen Abwärtsbewegung zu tun haben (vgl. Winterhoff 2008, S.51).

Nach dieser Aussage wäre es unangebracht die ganze Schuld für die Problematik mit Kindern und Jugendlichen nur in die Schuhe von Eltern zu schieben und zu sagen, dass Eltern heutzutage nicht mehr in der Lage sind, ihre Kinder

zu erziehen. Es sind die gesellschaftliche Entwicklungen allgemein, den man für dieses Problem zu verdanken hat. Diese Entwicklungen könnten nicht verlaufen, ohne die Elternschaft und Erziehung beeinflusst zu haben. Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung von 2008 mit dem entsprechenden Titel „Eltern unter Druck“ über den gegenwärtigen Stand von Elternschaft und Erziehung hat aufgezeigt, dass es noch nie so viele reflektierende, bewusst erziehende und in ihrer Erziehung selbstkritische Eltern gab wie heute. Sie treten ihrem Kind gegenüber nicht mehr als distanzierte Autoritätsperson auf, sie versuchen sich in die Perspektive des Kindes zu versetzen, das Kind wird im Erziehungsverhältnis als Persönlichkeit mit eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Rechten akzeptiert. Damit können nicht alle Eltern gleichermaßen gut umgehen. Vor allem dann kommt es zu einem erhöhten Erziehungsdruck, wenn Eltern vom Verlust des Arbeitsplatzes betroffen sind und/oder Kinder massive Bildungsdefizite aufweisen. Angesichts des Zunehmenden Konsums der Kinder, des selbstverständlich gewordenen Medienumgangs von Kindern und Jugendlichen sind Eltern in ihren Erziehungsaufgaben täglich gefordert (vgl. Winterhoff 2009, S. 23).

Infolge der aktuellen Demografiedebatte wurde zunehmend das Thema Familie diskutiert. Neben dem Gesetz definiert heute die öffentliche Meinung was Mütterlichkeit und Väterlichkeit sind oder sein sollten. Dabei spielen die Medien als Übermittler der öffentlichen Meinung eine große Rolle, weil sie die Einstellungen, Vorstellungen und Handlungen der Rezipienten beeinflussen können. Infolge der zunehmenden Medialisierung der letzten Jahre sind neue Idole entstanden, die die alten Vorbilder verdrängen: Schauspieler, Popmusiker, vereinzelt auch Sportler, Filmstars und Politiker. Nicht nur Eltern suchen darum nach medialen Vorbildern zur Identifikation. Immer mehr Kinder und Jugendlichen entgleisen in die virtuelle Welt. Die Medien, allen voran Jugendzeitschriften wie *Bravo*, machen aus den Stars Vorbilder für die junge Generation. Dass diese Vorbilder jeweils binnen kürzester Zeit an Wirkung verlieren und durch neue ersetzt werden müssen, spricht für unsere schnelllebige und auf ökonomische Effizienz programmierte Zeit. Väter und Mütter verlieren als Vorbilder an Gewicht. Andere jedoch real nicht greifbare Personen, haben sie ersetzt. Die Aufmerksamkeit gilt dem Starposter an der Wand des Jugendzimmers, nicht mehr dem Familienfoto auf dem Wohnzimmerschrank. Die neuen Idole haben zwar

Vorbild-, aber keine Leitbildfunktion. Sie können Träume und Sehnsüchte der Kinder und Jugendlichen repräsentieren, aber sie in deren Alltag nicht begleiten und leiten. Außerdem sind die Geschichte und die Lebenshintergründe der neuen Idole unzugänglich, sie waren und sind auf die Sehnsüchte der Jugendlichen abgestimmt und medial gefiltert (vgl. BZgA 2005, S. 41).

In diesem Sinne könnte man sagen, dass die Medien kaum objektive Abbildung der Realität darstellen. Ob sie es nicht können oder nicht wollen ist eine andere Frage. Doch auch wenn sie das Potenzial haben, auf ein Problem in der Gesellschaft aufmerksam zu machen, liefern sie meist ein verzerrtes, zugespitztes, auf Polarisierungen kontenzentriertes und ins Extreme gezogenes Bild der Wirklichkeit, welches viele relevante Aspekte ausblendet, wahrscheinlich aus einem Grund – Rezipienten zu beeindrucken und für sich zu gewinnen. Damit sind sie, aus meiner Sicht, in ihrer Vorbild- und Leitbildfunktion für Eltern aber vor allem für Kinder und Jugendliche nicht geeignet.

Anschließend möchte ich noch vermerken, dass es in der wissenschaftlichen als auch in der öffentlichen Diskussion verschiedene, teilweise sich widersprechende Thesen gibt, die besagen, wodurch Mutterschaft und Vaterschaft heute gekennzeichnet sind. Die Vielfalt an Lebensformen und Familienkonstellationen macht es heute schwer eine konkrete Vorstellung über Normalität, Normen und Werte im familialen Kontext zu haben. Eines ist aber meinem Eindruck nach klar: es scheint als ob es heute kein einheitliches und klar definiertes Leitbild der Familie und der Vater- bzw. Mutterrolle gibt und das wird sich auch so schnell nicht ändern.

Literaturverzeichnis

Bücher:

Bereswill, Mechthild; Scheiwe, Kirsten; Wolde, Anja (2006): Vaterschaft im Wandel: Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007): Elterngeld und Elternzeit: Das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz. Berlin: DruckVogt GmbH Verlag.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007): Familienatlas 2007: Standortbestimmung, Potenziale, Handlungsfelder. Paderborn: Bonifatius GmbH Verlag.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2005): Sexualpädagogische Jungenarbeit: Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung: Expertise. 1. Auflage. Niestetal: Silber Druck Verlag.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2-2008): FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung: Väter. 1.14.08.08 Auflage. Leverkusen: Druckhaus Koopmann.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (3-2008): FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung: Väter. 1.14.11.08 Auflage. Köln: Druckhaus Gummersbach.

Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (2003): SOS-Dialog: Fachmagazin des SOS-Kinderdorf e.V.: Mütter stärken. München: Verlag GmbH & Co. KG.

Deutsche Shell (2000): Jugend 2000. Band 1. 13. Shell Jugendstudie. Opladen: Leske/Budrich.

Deutsche Shell (2002): Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Deutsche Shell (2006): Jugend 2006. 15. Shell Jugendstudie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Herlth, Alois (2000): Spannungsfeld Familienkindheit: neue Anforderungen, Risiken und Chancen. Opladen: Leske + Budrich Verlag.

Merten, Klaus (1994): Die Wirklichkeit der Medien: eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. 1. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.

Nave-Herz, Rosemarie (2002): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Stuttgart: Lucius&Lucius Verlag.

Nave-Herz, Rosemarie (2006): Ehe- und Familiensoziologie: Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. 2. Auflage. Weinheim, München: Juventa-Verlag.

Rasch, Anne (2006): Das Echo der Diskussion über Familienmodelle in aktuellen deutschen TV-Werbespots : Analyse und Auswertung von repräsentativen TV-Werbespots im Vergleich zu aktuellen gesellschaftlichen Modellen. Mittweida: Hochschulschrift. Fachbereich Medien.

Walter, Heinz (2002): Männer als Väter : sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Winterhoff, Michael (2008): Warum unsere Kinder Tyrannen werden: oder: Die Abschaffung der Kindheit. Michael Winterhoff. 1. Auflage. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Winterhoff, Michael (2009): Tyrannen müssen nicht sein: Warum Erziehung allein nicht reicht – Auswege. 2. Auflage. München: Gütersloher Verlagshaus.

Internetquellen:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Mutter>, verfügbar am 17.03.2009

http://de.wikipedia.org/wiki/Vater#cite_note-spon-0, verfügbar am 21.04.2009

<http://de.wikipedia.org/wiki/Familie>, verfügbar am 12.05.2009

<http://de.wikipedia.org/wiki/Öffentlichkeit>, verfügbar am 13.05.2009

<http://de.wikipedia.org/wiki/Massenmedien>, verfügbar am 13.05.2009

http://de.wikipedia.org/wiki/Funktionen_der_Massenmedien, verfügbar am 13.05.2009

http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Programme/a_Leistungen_fuer_Familien/s_2072.html, verfügbar am 22.05.2009

www.rtl.de/ratgeber/familie, 20.6.2005:in

http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Erziehungsfragen/s_1853.html, verfügbar am 3.06.2009

http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_112.html, verfügbar am 7.06.2009

http://www.focus.de/schule/familie/modernes-vaterbild_aid_56501.html, verfügbar am 19.06.2009

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,411244,00.html>, verfügbar am 21.06.2009

Anlagen

tagesschau.de[©]



IAB-Studie

Allein mit dem Kind und Hartz IV

40 Prozent aller Alleinerziehenden in Deutschland sind nach Angaben von Arbeitsmarktforschern auf Hartz IV angewiesen und kommen nur langsam wieder auf eigene Beine. Insgesamt beziehen etwa 650.000 Alleinerziehende die Grundsicherung. 95 Prozent davon sind Frauen, berichtete das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg.

"Haushalte mit Kindern und nur einem Elternteil haben in Deutschland ein erhöhtes Armutsrisiko", heißt es in der neuen Studie. Sie seien öfter und länger auf staatliche Hilfe angewiesen als andere Haushalte. So habe es nur die Hälfte der Alleinerziehenden im Laufe von zweieinhalb Jahren geschafft, aus dem Hartz-IV-Bezug herauszukommen. Von den anderen Haushalten hätten im selben Zeitraum mehr als zwei Drittel auf die staatliche Leistung verzichten können. Nach dem kürzlich vorgestellten Armutsatlas gelten Alleinerziehende mit einem Kind in Deutschland als arm, wenn sie monatlich 994,00 Euro netto zur Verfügung haben.

Mütter wollen arbeiten

Dabei seien die Mütter durchaus bestrebt, frühzeitig wieder arbeiten zu gehen. Obwohl sie erst wieder in den Beruf zurück müssen, wenn ihr Kind drei Jahre alt ist, sei jede zweite Hartz-IV-Empfängerin mit Kleinkind arbeitssuchend gemeldet, wiesen die Arbeitsmarktforscher nach.

Besonders schwer sei die Situation für ganz junge Mütter zwischen 15 und 20 Jahren. Weil sie vor der Geburt häufig noch keine Ausbildung absolviert oder Berufserfahrung gesammelt hätten, gelänge ihnen der Ausstieg aus der Grundversorgung am langsamsten. Alleinerziehende mit akademischer Ausbildung würden doppelt so schnell wieder unabhängig, ergab die IAB-Studie.

Eine entscheidende Rolle spielt zudem das Alter des Kindes: Je jünger ein Kind sei, desto schwerer sei es, eine Betreuung zu finden und arbeiten gehen zu können.



95 Prozent der auf Hilfe angewiesenen Alleinerziehenden sind Frauen.

Stand: 25.05.2009 12:28 Uhr

Quelle: <http://www.tagesschau.de/inland/alleinerziehend100.html>

Anlage 2



George Clooney im Martini-Spot am menschenleeren Meeresstrand – garantiert außerhalb der Schulferien!



Cooler Typen auf heißen Maschinen: Die Schauspieler Charley Boorman, 41, und Ewan McGregor, 36, werben für BMW. Authentisch sind sie nicht nur als Motorradfans, sondern auch als Väter. Boorman hat zwei Töchter, McGregor ein Adoptivkind.



Früh übt sich ... Und dem Papa gefällt's: Moderne Väter wünschen sich ihre Kinder eher cool und draufgängerisch als brav und angepasst.



Botschaft von gestern: artige und reinliche Kinder. Männer von heute tendieren (zumindest theoretisch) eher zu kleinen, experimentierfreudigen Schmutzfinken.



Zu spießig für den Bausparvertrag: Autowäscher Thomas ist im LBS-Werbespot eindeutig der Looser, der noch bei Mutti wohnt. Der „uncoole“ Klassenkamerad von einst hat mit Haus und Familie die Nase vorn.



Werbeleute auf der Suche nach dem Familienglück: Cremosa von Chups Chupa ist fündig geworden und stellt „Deutschlands glücklichste Familie“ vor. Moderne Väter möchten Spaß und Pflicht zu einem harmonischen Ganzen verbinden.

Quelle: http://www.focus.de/schule/familie/modernes-vaterbild_aid_56501.html

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt zu haben.

Altmittweida, den 02.07.2009